



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

№ 48.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Ziele des Lebens.

Roman

von

W. Berger.

(Fortsetzung.)



Zweites Kapitel.

Aus Konstantin Heberweg's
Tagebuch.

Ich endlich ein Brief des Kapitäns. Die „Meta“ ist in Charleston angekommen. Arthur, der starrköpfige Knabe, schmolzt und grollt noch immer; jede Unterstützung von mir verschmäht er; allein will er im fremden Lande seinen Weg suchen. Mag er! Wer früh auf die eigene Kraft angewiesen ist, reißt meist zu einem tüchtigen Manne heran. Es sieht Arthur ähnlich; so war er immer, in Spiel und Arbeit. Bei jeder Schwierigkeit, die er antraf, machte er erst hundert Versuche, allein darüber hinwegzukommen, ehe er fremde Hilfe in Anspruch nahm.

*

Die Meta ist wieder zu Hause angelangt. Traurig lautet der mündliche Bericht des Kapitäns über Arthur. Zu hassen glaubt er mich. Was glaubt die heißblütige Jugend nicht Alles! Sie hängt sich heute an diesen Freund, morgen an jenen, rennt heute leidenschaftlich auf eine Kirchturmspitze los, morgen auf die andere. Hab' ich's nicht ebenso gemacht früher? Wenn uns der liebe Gott nur ausreichende Zeit zum Lernen gibt, so finden sich Vernunft und Beständigkeit. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher. — Inzwischen verläuft die politische Bewegung in Deutschland wie ich voraus-

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 24.

sah; die Mittelparteien haben sich müde geschwagt und treten verdrießlich beiseite; die Radikalen sehen sich der Macht der Herrscher gegenüber, die sich wieder auf sich selbst besonnen haben. Wie das Ende sein wird, ist nicht mehr zweifelhaft. Die ärgsten Schreier werden sich zuerst in Sicherheit bringen, in der Ferne weiterschimpfen und bald verschollen sein; die redlichen Schwärmer aber, die jungen, tapferen Leute, aus denen noch etwas werden könnte, werden entweder fallen oder von Staatswegen in einer vergitterten Spinnstube untergebracht werden. Daß Gott erbarmt! Eins oder das Andere wär' auch Arthur's Loos gewesen.

*

Wieder ein eigenfinniges, verdrehtes Köpfschen im Hause! Unsere gute, sanfte Meta — wie kommt sie nur dazu, mit solcher Leidenschaft an einem Manne zu hängen, den sie in ihrer Pension doch nur in den Unterrichtsstunden gesehen haben wird. Sie, die Siebenzehnjährige! Es fehlte auch noch, daß man solch' unerfahrenes Ding sich schon binden ließe! Wenn's noch ein Mann in Position wäre, Einer, der ihr eine reelle Existenz zu bieten hätte! Aber ein junger Maler, der nebenbei Zeichenunterricht gibt, um nicht zu verhungern, der nichts hat als Aussichten, als Hoffnung — es wäre nicht zu verantworten, wenn wir eine solche Verbindung gestatteten. Armes Kind! Sie thut mir leid; auch ihr muß ich zu ihrem Besten schroff und hart gegenüberreten. Friederike vollends ist außer sich über die Tochter;

142

nach dieser Seite hin hab' ich zu beschwichtigen, zu ermahnen und komme in diesem Konflikt ganz aus meiner Ruhe.

*

Wer hätte das gedacht? Meta ist entflohen, entführt worden von jenem Holder. Ein Brief, den sie zurückgelassen, erklärt Alles — rechtfertigt Alles, muß ich leider sagen. Sie mußte fliehen, sie mußte sich ihm ausliefern, damit er ihre Ehre rette — der leichtsinnige, infame Mensch! Friederike will nichts mehr von der Unglücklichen hören; ihr Name möge nicht mehr genannt werden, hat sie gebeten. Diese unnatürliche Härte schneidet mir in's Herz; das Kind ist in meinem Hause neben Arthur groß geworden; ich kann's nicht über mich gewinnen, sie aus den Augen zu verlieren. Nach der Schweiz ist sie mit ihm. Wenn ich sie richtig kenne, wird sie nicht lange schweigen.

*

Briefe sind an Friederike gekommen und von ihr uneröffnet zurückgesandt worden. Ich habe nichts davon erfahren; seit dem Unglück ist die Schwester wie starr; nur das Nothwendigste kommt über ihre Lippen. Endlich wendet sich Holder an mich. Schwer genug mag's ihm geworden sein. Ein lamentabler Brief, fürwahr! Das Kindchen ist da und es fehlt an Allem. Bis zum Letzten hat er's kommen lassen, eh' er sich demüthigte. Was sage ich, demüthigte? Genau besehen, ist verzweifelt wenig von Demuth in seiner Epistel zu finden. Das Schicksal klagt er an. So machen's alle Lumpen. Hin und her ist er mit ihr gezogen, heute hier, morgen dort gewesen. Arme Meta! Zwischen den Zeilen les' ich, daß er sich allenthalben nach kurzer Zeit mit den Leuten überworfen hat, die ihm Brod gaben. Was nützt ein Talent, wie er's haben soll, wenn man nicht versteht, es dem Bedarf anzupassen? Mit dem Künstlerstolz und dem Brüten über künftigen großen Werken kann man keine Frau ernähren. Und nun noch ein Kind dazu! Ich muß mich in's Mittel legen; darben soll Meta wenigstens nicht.

*

Zum Alten wendet sich Alles zurück; mir sogar, dem verschrienen Reaktionär, bietet man Ehrenstellen an. Das Geschäft lebt wieder auf; alle meine Unternehmungen bringen Gewinn. Ich sollte zufrieden sein; was kann ich von der Gegenwart mehr verlangen? Doch ist's merkwürdig: mir will die Ruhe, die bequeme Fahrt nicht behagen; wohler war mir's auf bewegter See. Es wird schläfrig um mich her; auch mir ist's, als ob ich mit halbgeschlossenen Lidern lebte. — Arthur's Spur hab' ich verloren; mit keinem seiner früheren Freunde korrespondirt er; ich weiß nur, daß er sich nicht mehr in Charleston befindet. Nun, wo er auch sein mag, er steht in Gottes Hand. Ich muß stille halten und warten.

*

Heute wird Arthur fünfundsanzig Jahre alt. Es ist seltsam, wie kurz mein Gedächtniß geworden ist. Ich kann mir nicht mehr vergegenwärtigen, wie mir bei seiner Ankunft auf Erden zu Muth war.

Wahrscheinlich wallte es damals in mir auf von Glückseligkeit, von Dankbarkeit gegen den Höchsten für das Geschenk eines männlichen Erben, von überschwenglichen Hoffnungen für die Zukunft. — Gewiß, so muß es gewesen sein. Und jetzt? — Die Freuden des Lebens vergehen rascher als Blumen; wenn man sich einmal wieder an ihnen Laben möchte, sind sie Staub und Asche geworden, und keine Kunst kann die verfliegenen Atome des Duft's und der Farbe in die Form zaubern, die von der Erinnerung bewahrt wird. Fünfundzwanzig Jahre! So viel ist's, und doch wieder so wenig! — Gerade gestern ist mir erzählt worden, daß Arthur an der Spitze eines Geschäftes in New-Orleans steht. Er hat Carrière gemacht; Gott sei Lob und Dank dafür! Gestern Abend war mir's so, als ob es an der Zeit sei, den Trostkopf an alte Liebe zu mahnen. Nach der Arbeitszeit blieb ich allein auf dem Comptoir und tauchte muthig die Feder ein; aber die Tinte darin trocknete ein und das Papier blieb weiß. Tausend Gedanken, tausend Wendungen schwirren vor mir auf und ich konnte keine einzige gebrauchen. Friederike kam und fragte unwirsch, ob das Abendessen etwa bis in den neuen Tag hinein auf mich warten solle. Es war nahe an Mitternacht. Da stand ich seufzend auf und werde schwerlich den Versuch wiederholen.

*

Friederikens Tochter ist gestorben. Aus sei die Hauptschuld an ihrem frühen Tode beizumessen, schreibt Holder. Der Unverschämte! Meta war immer ein weicherziges Kind, es ist wahr; der Mutter Härte mag ihr Kummer genug verursacht haben; aber dieses Ende hätte auch die größte Milde unsererseits schwerlich verhüten können. Es ist schwer zu glauben, daß ihre kurze Ehe eine glückliche gewesen ist. Aus einer Verletzung von Zucht und Sitte kann kein häusliches Glück entstehen. Und wir konnten das Geschehene nicht ungeschehen machen. Es muß Jeder doch die Folgen seiner Handlungen tragen; so will es die stitliche Weltordnung. — Friederike treibt sich unstät im Hause umher, schweigsamer als je, pugt mit trockenen Lippen an altem Hausrath und macht ein grimmiges Gesicht, wie ihre Weise ist, wenn etwas sie innerlich stark bewegt. Als ich ihr sagte, ich wolle morgen zum Begräbniß reisen, erwiderte sie nichts; aber soeben finde ich meinen Handkoffer fertig gepackt im Schlafzimmer. Lieber reiste ich nach Lappland; heftige Emotionen werfen mich auf lange Zeit aus dem Gleichgewicht.

*

Die Auseinandersetzung mit Holder ist glimpflicher abgelaufen, als ich erwartet hatte. Mit Vorwürfen haben wir uns gegenseitig verschont; auch stand mir wahrhaftig nicht der Mund darnach. Holder verweigerte in albernem Troß, von mir eine Summe zur Bestreitung der Kosten anzunehmen, die Arzt und Bestattung verursacht hatten. Ich habe das Geld der kleinen Klara beim Abschied in die Wiege gelegt; nun braucht er mir nicht zu danken. Eine neu gegründete Aktiengesellschaft für Tapetenfabrikation in Lüttich sucht Holder zu gewinnen;

nun sieht der Sanguinker schon seine Zukunft als gesichert an und sein Kind in Batist und Spizen. Hoffentlich wird etwas daraus, damit meine Großnichte ihr Recht bekommt!

Ueber Arthur habe ich von einem Bekannten gehört, der in New-Orleans gewesen ist. Kalt wie Eis, unnahbar wie eine Klippe im brandenden Ocean nennt ihn Jener. Und das mein Sohn? Kann denn der Mensch durch Verfehlung so sehr aus der Art schlagen? Es ist kaum glaublich. Was die Jugend an Bildung empfangen hat, kann nicht verloren gehen; es muß sich entwickeln, früher oder später. Arthur kalt wie Eis! So war er nie. Unnahbar! Arthur, der mit Jedem verkehrte, der alles ihm Zugetragene lebendig ergriff und mit absonderlichen Gedanken umspann, der weit zugänglicher sich zeigte, als mir recht war! Es muß ein Irrthum sein.

Unruhige Zeiten! Ueberall entzündeten sich Kriege. Aus der kurzen Aera der Revolutionen hat sich unvermuthet eine Aera der Eroberungen entwickelt. Ueberall verschieben sich die Grenzen der Staaten; unter Kanonendonner wächst Gleichartiges zusammen. Wieder ist Macht das Loosungswort geworden wie vor ein paar Menschenaltern. Dabei hebt sich der Verkehr in wunderbarer Weise; die neuesten Erfindungen haben in Handel und Wandel ein Drängen und Treiben hervorgerufen, als ob Geld und Geldeswerth von Jedem zu haschen sei, der nur tüchtig mitzulaufen versteht. Ich kann's nicht mitmachen; ich bin zu alt und ungelent geworden; dennoch kann ich nicht hindern, daß ich bisweilen vom Strom mit fortgerissen werde. Dann möchte auch ich von dem Dampf und der Elektrizität etwas profitieren. Meist geräth's übel; mit altmodischen Begriffen läßt sich der Geist einer neuen Zeit nicht zwingen. Wenn doch Arthur neben mir stände! Was kann ihm das fremde Land bieten, das er nicht auch hier haben könnte?

Die Tapetenfabrik in Lüttich hat Bankrott gemacht; Holder ist außer Arbeit. Er sei stark verwildert, berichtet mir ein zuverlässiger Gewährsmann; er soll sich dem Trunk ergeben haben. Und noch immer hat er das Kind bei sich! Das geht nicht länger an; Meta's Tochter muß gerettet werden. Bei Friederike hab' ich meine Nachrichten angebracht; sie indessen ist seltsam gelassen und thut so, als ob ihr die Existenz der kleinen Klara ganz aus dem Gedächtnisse gekommen sei. Doch weicht sie mir aus, so viel sie kann. Es ist, als ob sie sich vorgenommen hätte, alles Gemüse, dessen sie habhaft werden kann, in Büchsen einzusetzen. Damit beschäftigt sie sich den ganzen Tag und geht unmittelbar aus der Küche zu Bett.

Es hat mir keine Ruhe gelassen; von ihren Töpfen weg habe ich Friederike geholt und die Sache zur Sprache gebracht. Da ist denn herausgekommen, was ich kaum für möglich gehalten hätte: sie ist

hange gewesen, ich werde den Vorschlag machen, ihre Enkelin zu uns zu nehmen. Und sie fürchtet sich vor dem unschuldigen Wesen; es ist ihr ein lebendiger Vorwurf; sie will sich's um jeden Preis aus den Augen halten, will gar nicht daran erinnert sein, daß es da ist. Freilich lag mir jener Vorschlag im Sinn; jetzt muß ich versuchen, passende Pflegeeltern für die kleine Klara zu ermitteln. Einsteuilen will ich mich mit Holder in Verbindung setzen; er wird froh sein, wenn ihm die Last abgenommen wird.

Antwort von Holder. Und welche! Er weigert sich auf das Entschiedenste, sich von seinem Kinde zu trennen. Er sei vollauf im Stande, für dasselbe zu sorgen, und verbittet sich jede Einmischung in seine Privatangelegenheiten. Wahrscheinlich hat er wieder eine Anstellung gefunden und ist nun oben auf. Was sollte ich machen? Ich habe ihm zurückgeschrieben, er möge sich noch einmal bestimmen; wir seien jederzeit, jetzt und später, bereit, uns des Kindes anzunehmen. Damit wird die Frage zur Ruhe gekommen sein. Friederike scheint seelenvergnügt darüber; nachdem sie, so lange Holder's Antwort ausstand, die nothwendigsten Besorgungen und Besuche aufgeschoben, ist sie jetzt zu Hause kaum noch anzutreffen. Mich berührt diese Wendung peinlich; ich merke, daß ich im Geheimen dennoch gehofft habe, das kleine Wesen auf einem Umwege in mein Haus zu bringen, in dieß melancholische Haus, worin zwei alternde Leute so rührend bemüht sind, ihren Kummer vor einander zu verstecken, ohne daß es gelingen will.

Arthur ist nach New-York übergesiedelt und als Compagnon in eine große amerikanische Firma eingetreten. Das ist meine heutige Hiobspost. „Auch Dein Kind ist Dir verloren,“ hat sich Friederike nicht enthalten können, mir zu sagen. Es war fast, als ob sie sich darüber freute. Verloren! Nein, noch nicht; ich kann's, ich will's nicht glauben. Aber eine Reihe von einsam zu verlebenden Jahren liegt vor mir; darüber täusche ich mich nicht. Und das Eine kommt zum Andern. In der Geschäftswelt brant ein böses Wetter. Wir Allen mögen wohl zusehen, daß wir flott und in Fahrt bleiben; für uns gibt's kein neues Schiff mehr, wenn das alte strandet oder leck wird!

Der Sturm ist da. Junge und alte Stämme stürzen. Die Sorge wacht mit mir auf und begleitet mich zu Bett. Auch meine Wurzeln fangen an zu reißen. Noch mach' ich mich steif und laß es um mich brausen. Doch was ist schließlich daran gelegen, wenn das Haus Ueberweg zu Boden fällt? Es ist eins mehr: das ist Alles. Verlumpen werde ich darum nicht. Und doch darf's nicht sein; so lang ich's verhüten kann, darf's nicht sein. Nicht wegen der Ehre vor den Menschen; die hat in der Noth von selbst ein Ende; aber Gott will, daß wir ausharren in allem guten und rechtmäßigen Beginnen mit der Kraft, die er uns gegeben hat. Seine Wege sind nicht unsere Wege; aber die seinigen müssen

wir gehen, wenn wir an seiner Herrlichkeit Theil haben wollen. Und Arthur — ich kann ihn noch nicht zu den Todten werfen. Wer weiß, was mit ihm geschieht, eh' ich sterbe? Ob das Dach, welches ich mich mühe, über meinem Kopfe zu halten, nicht doch demaleinst das seinige sein wird? — Vorwärts denn! An den Krieger will ich denken, der ein Feldzeichen zu behaupten hat; er hält es hoch, so lange er die Arme heben kann.

*

Die Bilanzen bessern sich; ich spüre wieder festen Boden unter den Füßen. Nun wahrlich, es war auch Zeit; lange hätt' ich's nicht mehr ausgehalten. Der Kampf hat mich mitgenommen; jetzt, da er vorüber ist, fühle ich mich müde, wie ich nie gewesen bin; ich möchte mich irgendwo ausstrecken und die Sonne über mir auf- und niedergehen lassen, ohne ein Glied zu rühren, ohne zu denken. Friederike füttert mich, als wenn ich eben eine schwere Krankheit überstanden hätte; sie muß bemerkt haben, daß ich nicht mehr der Alte bin. Wahrscheinlich hat auch sie den Arzt veranlaßt, mir einen unmotivirten Besuch zu machen, den er einen freundschaftlichen nannte. Er rieth mir, im Sommer ein Bad zu besuchen oder, besser noch, mich an einem vor Nordwinden geschützten Orte Mitteldeutschlands einige Wochen still aufzuhalten. Ich glaube, sein Rath ist gut; verläuft im Geschäfte Alles, wie es jetzt den Anschein hat, so werde ich mich frei machen können; Hermann Klaus mag mich vertreten; er ist zuverlässig und treu.

*

Am Siebengebirge hatte ich mich eingekist. Meine ersten Ferien, seit ich mit Arthur durch Thüringen streifte! Es müssen mir unbemerkt andere Augen gewachsen sein. Wie schön es auf der Erde ist, empfand ich zum ersten Mal in meinem Leben. Und überall voll von den Wundern Gottes. Das treibende Blatt, die schwellenden Blütenknospen, plötzlich aufbrechend wie zu einer freundlichen Ueberraschung, die reisenden Früchte, aus verborgenen Stoffen verschiedenartiges, köstliches Arom langsam bereitend: wie viele der tiefsten Geheimnisse liegen in all' diesen Vorgängen! Ich wanderte und sah und staunte. Und daran bin ich so lange achtlos vorübergegangen! Dabei der Ausblick von den Bergen: der prächtige Strom in lachender Landschaft und Abends am Himmel darüber eine Malerei, als ob es der liebe Gott darauf abgesehen hätte, seinen Kindern einen Vorgeschmack von den Herrlichkeiten zu geben, die sie dereinst mit neuen Sinnen wahrnehmen werden. Zuerst wollt' es mit dem Steigen nicht recht; das Athmen machte mir Schwierigkeit. Nach acht Tagen schon ging's besser; ich verjüngte mich; die Höhen schreckten mich nicht mehr. Da wurde ich nach Hause gerufen; Friederike war schwerkrank geworden. Während am Rhein die Sonne milde hernieder schien, hatte an unserer Küste ein arges Unwetter gehaust, Schneetreiben bei heftigem Nordostwind. Die Vorsichtigen hielten die Fenster geschlossen, heizten ein und lagen still, der Rückkunft des verschönten Frühlings wartend; die Unvor-

sichtigen aber, zu denen meine Schwester gehörte, richteten sich nach dem Kalender und altem Brauche, sperrten auf, was Angeln hat, und hielten Hausputz. Dabei haben denn in Kasse und Zug Friederikens Lungen etwas wegbekommen. Der Arzt macht ein ernstes Gesicht; ich soll mich auf das Schlimmste gefaßt machen, will er mir durch seine Mienen sagen. Nun ja, gefaßt bin ich; weiß ich doch, daß der Tod mit den Alten am leichtesten fertig wird.

*

Friederike sei auf der Besserung, behauptet der Arzt. Sie selbst ist anderer Meinung. Heute auf einmal äußerte sie ein Verlangen, ihre Entelin zu sehen. Das ist mir ein bedenkliches Zeichen. Kranke, die dasjenige herbeisehnen, was sie in gesunden Tagen mit allen Kräften von sich abgewehrt haben, stehen gemeiniglich vor der letzten Katastrophe. Ich telegraphirte an Holber; die Depesche kam als unbestellbar zurück. Sehr erklärlich. Seit Jahren haben wir uns nicht mehr um den Saufewind bekümmert, und Leute seines Schlags sind unflät und finden nirgendwo auf Erden eine bleibende Stätte. Seit ich Friederike Mittheilung gemacht habe von der Fruchtlosigkeit meines Versuchs, Holber zu erreichen, liegt sie unheimlich still, mit geschlossenen Augen. Gott allein weiß, was in ihr vorgeht!

*

Sie hat geendet. Gestern Abend saß ich an ihrem Bette; die Wärterin hatte sich entfernt. Die Kranke schien zu schlummern. Allerlei Trübes aus alten Zeiten ging mir durch den Kopf: wie sich die Sterbende nie hatte rathen lassen ihr Leben lang, wie sie immer mit steifem Nacken einhergegangen war durch Glück und Unglück. — Ich dachte an ihre Heirath mit Bugenhagen, an diese unselige Heirath — an das jähe Ende des glänzenden Haushalts mit dem Tode des vornehmen Schwindlers — an ihren Einzug unter mein Dach mit ihrem zarten Kinde — ihr herbes, verschlossenes Wesen gegenüber Jung und Alt — keinem Menschen hat sie jemals ihr Herz geöffnet; niemals hat sie sich soweit vergessen, eine intime Aeußerung zu thun. — Während diese wenig erquicklichen Bilder an mir vorüberzogen, ergriff die vermeintlich Schlafende plötzlich mit energischem Druck meine Hand. Mit einem triumphirenden Ausdruck sah sie mich an. „Wir gehen Beide kinderlos davon, Konstantin,“ sagte sie. „Auch Du wirst es in Deiner letzten Stunde nicht besser haben wie ich jetzt.“ Es waren ihre letzten Worte. Herr des Himmels, vergib ihr!

*

Wieder ist einer meiner Abgesandten von Arthur mit lieblosen Worten zurückgewiesen worden. Wenn ich sie doch nie erfahren hätte, diese Worte! Aber mein guter Freund hat's nicht über sich gewinnen können, sie bei sich zu behalten; für einige Menschen ist die Mittheilung unangenehmer Nachrichten ein wahrer Genuß. Ich möge mir einen Pfleger mieten, wenn ich alt und gebrechlich sei: so lautete einer der kindlichen Rathschläge, die er mir hat ertheilen lassen.

Sehr wohl. Noch bin ich Beides nicht; aber es mag an der Zeit sein, daß ich mich für das rüste, was nicht ausbleiben kann, nicht lange mehr ausbleiben wird. Auch ist's entsetzlich öde in meinem Hause nach Friederikens Tode; Nachts gehen allerlei Schatten darin um und besetzen den armen Mann, der einsam zu Grabe walt. — Klara Holder ist sechzehn Jahre alt jetzt; wenn sie nach ihrer Mutter geartet ist, so könnte sie in ihrer frischen Jugend mir eine liebe Gesellschafterin werden. Kennen lernen müßte ich sie freilich erst; Gott weiß, welche Erziehung das Mädchen gehabt hat. Ich sollte sie auffuchen; die letzte Spur von Holder führt wieder nach Lüttich.

*

Diese Reise hatte mir der liebe Gott eingegeben, und nur mit seiner merklichen Hülfe hat sie ein gutes Ende genommen. Holder, stark ergraut an einigen Stellen des haarreichen Kopfes, mit aufgebunzenem Gesicht, bis auf die noch immer lebhaft funkelnden Augen in Allem zu seinem Nachtheil verändert, trat mir äußerst verlegen entgegen, als ich ihn am Sonntag Morgen in seiner Wohnung überraschte. Die Einrichtung des Häusleins war anständig; sogar einige Luxusgegenstände fanden sich vor, die der Ausstattung einen künstlerischen Anstrich geben sollten; aber Alles stand unordentlich durcheinander, und Möbel wie Geräthe sahen verwahrlost und verkommen aus. Ich bekam einen Schrecken. Wenn Klara diesem Haushalt vorstand, so paßte sie nicht für den meinigen. Aber nein, Klara war gar nicht im Hause anwesend; sie befand sich seit mehreren Jahren in einer Pension, gestand Holder nach einigem Zögern auf meine Frage. Wo? Er gab mir keine Antwort. Ich bemerkte im Zimmer einige Gegenstände, die zur Toilette einer Frau gehörten. Ob er wieder verheiratet sei? Er verneinte halb lachend und schielte nach einer Seitenthür. Mir wurde etwas unheimlich in dieser verdächtigen Wirthschaft; ich war darauf bedacht, mich schleunigst zu expediren. Ich erbat mir direkt Klara's Adresse; Holder verweigerte sie mir. Ich machte ihm begreiflich, daß ich ein Recht habe, ihren Aufenthaltsort zu erfahren, da ich als Verwalter ihres kleinen Vermögens mit ihr in Beziehung zu treten habe. Er überlegte einige Augenblicke, indem er aufgeregt an seinem Taschentuch zupfte; dann erklärte er heftig, daß weder er noch seine Tochter mit der Hinterlassenschaft Friederikens etwas zu thun haben wollten, und begann die Verstorbenen zu schmäheln. Ich drohte, Klara durch die Gerichte suchen zu lassen. Das brachte ihn noch mehr auf; der verrückte Mensch wies mir die Thüre. Als ich gegangen war, huschte auf der Hausflur ein schwarzäugiges Frauenzimmer zu mir heran. „Holder ist ein Narr!“ flüsterte sie mir in französischer Sprache zu, lebhaft gestikulirend. „Das Mädchen ist in Nachen im Institut der Madame Neugebauer. Wenn Sie es sehen, werden Sie schon erfahren, weshalb er's vor seinen Verwandten verbirgt. Das arme Kind! Ein Mann wie er, so ungeduldig, so aufbrausend, Kinder mädchen spielen — das konnte nicht gut gehen.“ Das Geschöpf hörte Holder's Tritte im Wohnzimmer und ver-

schwand, eine Wolke von Lavendelduft zurücklassend. Draußen schüttelte ich mich unwillkürlich und hätte mir am liebsten sogleich die Kleider klopfen und lüften lassen. Aber es war keine Zeit dazu; der nächste Zug nach Nachen ging in einer halben Stunde, und ich war, nach den Andeutungen der verdächtigen Person in Holder's Hause, erpicht darauf, so bald als möglich Klara's Bekanntschaft zu machen. Und es war nur gut, daß ich's so eilig hatte. Die würdige Madame Neugebauer war im Begriff, Klara nach Hause zu schicken, weil sie an zwei Quartaltagen kein Pensionsgeld für dieselbe empfangen hatte. Das arme Mädchen! Sie flog zu mir, dem unbekanntem alten Onkel, in ihrer Herzensangst, als ob ich vom Himmel zu ihrer Errettung gesandt sei; nur zu gut wußte sie, was zu Hause ihrer wartete. Ompörend! Und nun verstand ich auch, was Holder's — Hausgenossin sich genirte, mir mit dünnen Worten zu sagen. Klara ist etwas verwachsen; der Vater hat sie im zartesten Alter vom Arme zu Boden fallen lassen. So vermuthete ich, und Klara hat mir seitdem, wenn auch mit sichtlichem Widerstreben, die Richtigkeit dieser Vermuthung bestätigt. Deshalb also Holder's frühere Weigerung, uns das Kind zur Erziehung zu überantworten; deshalb auch jetzt noch sein Bemühen, mich von ihm fern zu halten. Die Scham war's, das böse Gewissen — o dieser — Ich machte meiner Entrüstung Luft gegen Klara. „Bitte, schelten Sie ihn nicht gar zu hart,“ bat sie mit ihrer sanften Stimme. „Er hat beständig Sorgen gehabt, so lange ich denken kann, und es wird ihm so unendlich schwer, Entbehrungen zu ertragen. Wenn ihm einmal vorübergehend das Glück zulächelte, war er der beste, liebevollste Vater.“ Da mußte ich denn schon schweigen. Es ist wirklich jammerhade um das Mädchen! Sonst blüht sie wie eine junge Rose von edler Art; sie hat die blaugrauen, eigenthümlich glänzenden Augen ihrer Mutter, vom Vater nichts als die etwas ausgewölbte Stirn.

Selbstverständlich war's, daß Klara sofort mit mir ging. Ich setzte Holder davon mit einigen Worten in Kenntniß und schloß die Quittung der Madame Neugebauer über das rückständige Pensionsgeld bei. Heute kam ein reumüthiger Brief von ihm; er klagt sich an, ein Unmensch gewesen zu sein, und dankt mir für die Schonung, daß ich ihm dieß nicht geradezu gesagt habe. Ich mag diesen winselnden Ton der Selbstverachtung, diese überschwengliche Zerknirschung nicht leiden. Es ist Beides nicht echt. Zum Grunde freut sich der Lump, daß nun Alles heraus ist, und denkt, er sei wunder wie glimpflich dabei weggekommen, weil er nicht fühlt, daß mein Stillschweigen ihn härter verurtheilt als die stärkste Strafpredigt, die ich ihm hätte halten können.

*

Mein alter Husten hat sich wieder eingestellt. Auf Klara's inständiges Bitten habe ich den Arzt konsultirt. Gegen derartige Nebel müsse man sofort etwas thun, meinte meine häusliche Vorsehung. Und so trinke ich denn geduldig große Kannen voll von Aufguss aus isländischem Moos, den mir Klara bereitet und über dessen Verbleib sie mit Argusaugen

wacht. Auch sage ich ihr jeden Morgen, mein Husten sei besser, und mache ihr eine Freude damit; in Wirklichkeit aber hat das abscheulich schmeckende Zeug nicht im mindesten geholfen. Zum Glück schläft sie weit von mir entfernt, daß sie das Gebell nicht hört, wodurch ich mich selbst aufwecke.

*

Auf die Dauer habe ich's doch nicht verbergen können, daß mein chronischer Katarrh, wie der Arzt mein Leiden nennt, trotz des isländischen Mooses wächst und gedeiht. Klara hat hinter meinem Rücken mit dem Doktor konspirirt; ich soll im Mai wieder nach Honnef. Drollig ist's, wenn die Kleine mir gegenüber eine mütterlich besorgte Miene annimmt. Es ist ihre fixe Idee, daß ich nicht genug für meine Gesundheit thue; wenn draußen ein rauher Wind bläst, möchte sie mir am liebsten das Ausgehen verbieten. Das liebe, gute Kind! Sie selbst ist gesund und munter wie ein Fisch im Wasser; nur wird sie hin und wieder von Kopfschmerzen geplagt und versteckt sich einen Tag im dunklen Zimmer vor mir und aller Welt.

*

Es war schön am Rhein, weit schöner noch als bei meinem ersten Besuch. Mit dem Bergsteigen allerdings haperte es bis an's Ende. Ich bin nicht verdrießlich darüber gewesen. Gerade wenn ich stillstand oder mich am Wege niederlegte, hatte ich die beste Augenweide. Dann sprang Klara davon, in die Wiesen, in den Wald und sammelte für mich die prächtigsten Sträuße. Kein Mensch fand solche Blumen wie sie, und von allen wußte sie obendrein die Namen, die kleine Gelehrte. Und immer war sie dieselbe: freundlich-ernst, heiter, gesprächig, sichtlich zufrieden und glücklich. Zu den bunten Mädchenschmetterlingen, die in und um Honnef auf allen Wegen umherflatterten, gefellte sie sich nicht. Sie gehört nun einmal nicht zu ihnen, und daß sie's nicht thut, schmerzt mich zuweilen. Sie aber empfindet nicht, was sie von Jenen trennt. Waren wir von unseren Spaziergängen heimgekehrt, dann saß sie zwischen uns älteren Leuten, in ihrem dunkelfarbigen, einfachen Kleide, horchte auf die Reden, die wir führten, und strahlte uns abwechselnd mit ihren hellen Augen an, als ob wir die interessantesten Dinge zu Tage förderten. Sie machte unser Publikum aus; fand sie etwas zu fragen, so entstand ein allgemeiner Wettstreit, ihr zu antworten. Amüsant war's zu beobachten. Und sie that eigentlich nichts, um sich beliebt zu machen, als daß sie sich gab, wie sie ist.

*

Winter! Barometer und Thermometer spielen eine große Rolle in meinem täglichen Leben. So ändern sich die Zeiten. Als ich ein Knabe war — ich erinnere mich noch ganz gut — war mir das Wetter ein ziemlich gleichgültiger Gegenstand; der Mutter ängstliche Sorge um meine Kleidung, wenn der Wind einmal direkt vom Nordpol herblies, war mir unverständlich. Jetzt schütz' ich mich, als wenn die Luft Gift wäre. Abends muß ich das Haus hüten; meine gewohnte Partie l'Hombre habe ich

aufgeben müssen. Auch das Rauchen ist mir untersagt worden. Ich wundere mich nur, daß ich dieß Alles verhältnißmäßig leicht entbehren kann. Mit weiser Absicht hat's der liebe Gott wohl so eingerichtet, daß mit zunehmendem Alter die irdischen Dinge eins nach dem andern den Werth für uns verlieren. Es soll am Ende nichts mehr übrig bleiben, dem zu entsagen uns Schmerzen macht.

*

Wie die Monate fliegen! In meiner Jugend lauerte ich um diese Jahreszeit mit fast fieberhafter Ungebuld auf die ersten Staare, und wenn sie endlich kamen, war mir's, als hätte sich ein Ereigniß von ungeheurer Wichtigkeit vor meinen Augengetragen. Jetzt halten sie alle nacheinander ihren Einzug in die nordischen Brutstätten: die Staare, die Störche, die Schwalben; ich sehe nichts davon und ihr Erscheinen bedeutet mir nichts mehr. Erst wenn der Mai gekommen ist, wird sich mein Gefängniß öffnen, und ich kann einmal zuhause, ob die Nachtigall noch immer an derselben Stelle schlägt. Sondermann besucht mich fleißig — der Letzte, von dem ich solche Aufopferung erwarten konnte, da ich ihm nie Gutes gethan habe, noch auch thun konnte, da er nichts von all' dem bedarf, was ich ihm geben könnte. Gern höre ich dem gelehrten Mann zu; er läßt mich in die Natur hineinschauen, deren Leben und Weben er kennt wie kein Anderer. Manche Wunderlichkeit muß ich in den Kauf nehmen; auch verstehe ich ihn nicht immer; doch aber wird mir immer hoch und andächtig zu Muth, wenn er mir den innern Zusammenhang in dem Wunderwerke der Schöpfung aufzeigt und Alles so nahe wie möglich auf das Ewige zurückführt.

*

Auch für uns Beide allein haben wir an den langen Winterabenden Studien getrieben, Klara und ich. Viel Gutes und Schönes hat sie mir vorgelesen, meist aus Schriften, deren Verfasser schon längst zur Ruhe eingegangen sind. Besonders wohlthuend wirkten auf mich die Gedanken Derjenigen, welche in sich zum Frieden gekommen waren. Es brauchte gar nicht Friede einerlei Art zu sein. Sogar an der starken, vornehmen Denkweise der alten römischen Stoiker, an welcher alle Uebel dieser Welt abgleiten, habe ich mich herzlich erfreut. Doch in meinem Glauben an einen liebenden himmlischen Vater bin ich nicht erschüttert worden. Zuweilen allerdings muß ich ringen, um nicht irre zu werden in dem Vertrauen, daß mir die göttliche Liebe immerdar zugewandt gewesen ist. An meinen einzigen Sohn denke ich, der mir verloren ist, und es will mir nicht klar werden, weshalb mir dieses Kreuz auferlegt ist.

*

Lange haben diese Blätter geruht. Was hätte ich auch noch Werthvolles aufzuzeichnen! Das Beste, was ich noch erlebe, erlebe ich innerlich, und das ist schwer in Worte zu fassen. Nur wie von ferne berührt mich, was um mich her vorgeht. Doch erfreue ich mich, so viel ich als Abreisender kann, an der

Neugestaltung meines Vaterlandes. Es ist Alles anders gekommen, als dazumal in der wirren Zeit von Achtundvierzig die Schwärmer sich einbildeten, daß es kommen müsse; doch denke ich, auch Arthur könnte in dem neuen deutschen Hause behaglich wohnen. Der Jüngling wollte zerstören; der Mann sollte ausbauen helfen.

*

Morgen reise ich mit Klara nach Mentone. Noch immer nennt der rücksichtsvolle Arzt meine Krankheit einen chronischen Katarth und versucht mir einzureden, in der berühmten Naturheilanstalt an der Küste des mittelländischen Meeres werde derselbe hinweggesondt werden. Ich weiß es besser. Patienten wie ich finden erst dann Genesung, wenn sie in's himmlische Paradies abräumen. Gerne will ich mir aber als letzte Erdenstation das Paradies von Mentone gefallen lassen. Gott sei Dank, ich brauche nicht einsam zu sterben. Er hat mir einen Engel zugesandt, der die letzten Jahre meines Lebens wunderbar erhellt und verklärt hat. Und Klara wenigstens wird den alten Mann im Herzen behalten, der redlich versucht hat, ihr zu sein, was nur der Vater dem geliebtesten seiner Kinder sein kann.

Drittes Kapitel.

Die Bucht des Friedens.

Endlich, endlich hatte die offene Kutsche, welche Arthur in Marseille genommen, den Punkt an der Küste erreicht, von wo die prächtige Straße sich hinabsenkt in die grüne Bucht von Mentone.

Sausend fuhr der Wagen zu Thal. Von Marseille aus hatte Arthur zuletzt an seinen Vater telegraphirt; er war im Stande gewesen, ziemlich genau die Stunde seiner Ankunft in Mentone anzugeben. Jetzt spähte er die Landstraße hinab; unter den Spaziergängern, die ihm entgegenkamen, suchte er einen Greis, gestützt von einem blühenden Mädchen. Aber unter allen Gestalten, die auftauchten und rasch hinter Arthur verschwanden, befanden sich die ersehnten nicht. Vielleicht, meinte Arthur, seien sie am Rande eines jener Olivenhaine zu finden, die sich jetzt bis hart an den Weg zogen. Sie waren wohl zu früh ausgegangen und hatten Raft im Schatten gemacht. Doch kein weißes Tuch wehte dem Ungebuldigen aus dem dunklen Grün entgegen.

Immer tiefer senkte sich die Straße; lustig schmalzte der Betturin und klatschte mit der Peitsche. Die Pferde griffen aus, als ob sie einen Korbpreis zu gewinnen hätten. Nun stießen die Räder auf die großen Pflastersteine von Mentone; wie ein Schiff auf See schaukelte der Wagen dicht an den Häusern hin. Unmöglich konnte hier die Begegnung stattfinden. Arthur lehnte sich zurück; zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, daß der Tod rascher gewesen sein könne als er; daß der Vater, dem der verlorene Sohn den Abschied vom Leben erleichtern wollte, am Ende bereits den ewigen Frieden gefunden hatte. Wieder fuhr er empor und rief dem Betturin eine Frage nach der Nähe des Zieles zu; bei dem Gerassel des Wagens verstand der Italiener ihn nicht. Endlich verloren sich links und rechts die fenster-

armen, ungefügigen Häuser; vor Arthur, unweit des Meeres, zog sich eine Reihe von stattlichen Gebäuden hin. Der Betturin wies mit der Peitsche gerade aus. „Hotel de la Paix,“ sagte er grünelnd.

Der Wagen hielt; vorher schon hatte Arthur den Schlag geöffnet; nun sprang er hinaus und ließ forschend die Augen umherschweifen, während sein Herz heftig zu pochen begann. Bedienstete des Hotels schlenderten aus dem Portal und empfingen ihn mit höflicher Gelassenheit. An den ersten Besten richtete Arthur ungestüm die Frage, wo Herr Ueberweg sei. Der Mensch sah ihn an, besann sich einen Augenblick und zuckte dann die Achseln. „Unter unseren Gästen befindet sich kein Herr dieses Namens,“ antwortete er.

Arthur murmelte eine Verwünschung und eilte in's Vestibül, laut nach dem Wirthse rufend. Während die Kellner den ungebärdigen Ankömmling verwundert anstarrten, trat aus einer Seitenthür eine junge Dame, ganz in Schwarz gekleidet. Einen Augenblick ruhten die grauen Augen der Trauernden zweifelnd auf Arthur; dann sagte sie mit leiser Stimme: „Treten Sie hier herein, Herr Vetter.“

Noch eine letzte Hoffnung flackerte in Arthur auf, als er, Klara's Aufforderung folgend, über die Thürschwelle schritt. Ein einziger Blick zerstörte auch diese; das Zimmer war leer.

„Zu spät! Also doch zu spät!“ rief er aus, warf sich in einen Sessel und begrub das Gesicht in den Händen.

Als er sich gefaßt hatte, sah er Klara in seiner Nähe am Fenster sitzen, halb abgewandt von ihm. Sie weinte still vor sich hin; sie konnte weinen, die Glückliche! Er, der weit größeres Leid trug als sie, dessen auflosender Schmerz brannte wie fressendes Feuer — er hatte keine Thränen.

„Wann ist mein Vater gestorben?“ forschte Arthur. „Hat er noch vernommen, daß ich unterwegs war? Doch was frage ich? Habe ich doch soeben erfahren, daß die Kellner des Hotels sich schon seines Namens nicht mehr erinnern! Sagen Sie mir, Cousine: wie lange Zeit gebrauchen die Leute hier insgemein, um einen gestorbenen Fremden zu vergessen?“

„Von den Todten spricht man hier nicht gerne,“ entgegnete Klara schmerzlich. „Rasch und verstoßen räumt man die störenden Leichen aus dem Pfad der Lebenden. Die Kranken, noch immer auf Genesung Hoffenden dürfen nicht daran erinnert werden, daß der Tod auch in diesen gesegneten Fluren umgeht. Sogar die Anwesenheit Leidtragender ist unerwünscht; daß ich hier im schwarzen Kleide umhergehe, hat Aufstoß erregt. Ich konnte den empfindsamen Seelen nicht den Gefallen thun, abzureisen, da ich Sie erwarten mußte; aber gezeigt habe ich mich so wenig als möglich. Doch lassen wir dieß Thema ruhen. Sie werden den Ort sehen wollen, wo wir Ihren Vater bestattet haben; ich bin bereit, Sie dorthin zu führen, und werde Ihnen unterwegs Bericht geben über Alles, was Sie zu wissen wünschen.“

Arthur's Depesche war einige Stunden nach dem Ableben seines Vaters angekommen.

„Wie ein Narr stehe ich vor diesem Grabhügel!“ rief Arthur auf dem Friedhofe aus. „Was soll ich

hier? Vierzehn Tage lang jage ich über die Erde wie ein Gehefter, um schließlich zu lernen, daß ich ruhig hätte zu Hause bleiben können!"

Klara glaubte in diesen Worten einen Vorwurf zu hören. „Ich habe Ihnen die Todesnachricht sofort telegraphirt,“ entschuldigte sie sich.

„Das Telegramm wird uneröffnet auf meinem Schreibtisch in New-York liegen, Kind, und warten, bis der Adressat von seiner zwecklosen Irrfahrt zurückkehrt. Hätten Sie doch Ihren Brief ungeschrieben gelassen!“

Das Mädchen erröthete tief. Das allerdings hatte sie nicht erwartet, nicht erwarten können, daß Derjenige, um dessen willen sie diesen Brief ihrer jungfräulichen Schüchternheit abgerungen hatte, sie dafür noch ausschelten würde!

„Beinahe möcht' ich's selbst wünschen,“ antwortete sie etwas empfindlich.

„Nicht Ihnen, Cousine, galt die Wallung des Unmuths, der ich soeben Ausdruck gab. Sie haben gethan, was Sie nicht lassen konnten, und wahrlich mehr, als ich von einer Seele auf dem ganzen Erdenrund erwarten durfte.“ Er reichte ihr die Hand. „Ich danke Ihnen, von Herzen danke ich Ihnen. Und doch — ich will's Ihnen nur gestehen — und doch befand ich mich wohler, ehe mich Ihr Beck- und Mahnruf aufstörte.“

„Sie müssen sich schon näher erklären, wenn ich Sie verstehen soll,“ sagte Klara freimüthig.

Nachdenklich blickte Arthur erst auf die verdorrten Kränze zu seinen Füßen, dann in Klara's fragende Augen.

„Sollten Sie noch nicht wissen, Cousine Klara,“ begann er endlich, „daß Blindheit zuweilen Segen ist? Daß es nicht wohlgethan ist, gleich mit dem Operationsmesser in jedes Auge zu fahren, worin der Staar wuchert?“

„Meine Lebenserfahrung ist nicht weit her,“ erwiderte Klara. „Es ist möglich, daß Sie Recht haben.“

Ohne der Antwort Acht zu haben, fuhr Arthur fort: „In Arbeit lebte ich für mich hin; die Vergangenheit focht mich nicht an und die Zukunft war mir ein gleichgültiges Nichts. Dieß Alles ist durch Ihren Brief anders geworden. Aus dem Winkel haben Sie mich gerissen, worin ich mich eingesponnen hatte; gezwungen haben Sie mich, alles Erlebte bei neuem Lichte zu prüfen und, was das Schlimmste ist, Wünsche sind während des Müßiggangs der letzten vierzehn Tage in mir lebendig geworden, die kein Gott mehr erfüllen kann.“

Sinnend schwieg Arthur. „Was kommende Tage bringen werden,“ mahnte Klara nach einer Weile zaghaft, „soll Niemand sich vermessen, vorauszusagen zu wollen.“

„Wenn nur das Grab dort nicht wäre!“ rief Arthur aus, noch immer nur mit seinen Gedanken beschäftigt. „An das Leben Desjenigen, der darin ruht, von uns auf ewig geschieden, knüpfen alle Pläne an, die in mir aufschossen. Hätte er nur einen einzigen Tag hier mit mir geathmet, Alles wäre anders! Jetzt muß ich mich bemühen, in mein altes Selbst zurückzuschlüpfen. Wenn's nur angeht!

Aber ich kann nicht wieder weiß sehen, was ich einmal als schwarz erkannt habe!“

„Ich bedaure Sie, Vetter Arthur,“ sagte Klara.

„Aber helfen können Sie mir nicht. Es gibt Lagen, in denen man so allein ist, als wäre man mitten in der Wüste. Nun wohl,“ fuhr Arthur mit verändertem Tone fort, „getragen muß werden, was nicht zu ändern ist: diese Erwägung ist immer der widrige Schluß aller Ueberlegung. Kommen Sie, Cousine; wir sind hier oben fertig, und auch dort unten können wir bald erledigt haben, was uns noch zu thun obliegt. Ich will ein Monument für diese Grabstätte bestellen — dann aber möchte ich eilends hinweg aus diesem geschmückten Stück Natur, das sich bemüht, in den Menschen den Wahn zu erzeugen, es könne wirklich einmal auf dieser Erde das Paradies seine Stelle gehabt haben! Fahren wir nach Norden, morgen schon, wenn's Ihnen recht ist. Am liebsten freilich flöge ich sofort auf demselben Wege zurück, den ich soeben gekommen bin, und enthielte mich aller persönlichen Einwirkung auf die Veränderungen, welche dieser Todesfall nach sich ziehen wird; aber es ist mir, als ob ich's nicht dürfte, schon um der Menschen willen, als wenn mir obläge, für den Willen und die Wünsche des Verstorbeneu einzutreten; es ist das Einzige, das Letzte, was ich noch zu seinem Gedächtniß thun kann.“

Abends, als Arthur sich mit Klara der Gesellschaft im Speisesaal anschloß, erfuhr er, daß sein Vater doch nicht von Allen bereits vergessen war. Die Mitglieder des engeren Kreises, dem Konstantin Ueberweg angehört hatte, suchten des Sohnes Bekanntschaft und redeten mit Antheil von dem Todten. Mitten unter ihnen sei er entschlummert, berichteten sie, wie ein müdes Kind, dem auf einmal, mitten im Spiel und Plaudern, nach einer kleinen Stille die Augen zufallen. Klara's Lob hörte Arthur von allen Seiten; ein rührend inniges Verhältniß habe zwischen ihr und dem Großoheim bestanden.

Zum ersten Mal betrachtete Arthur sein Bäschen jetzt mit Aufmerksamkeit. Vor ihr stand der graubärtige italienische Doktor, derselbe, der seinen Vater behandelt hatte, lebhaft sprechend und gestikulirend. Aufmerksam zuhörend, hielt Klara ihr Gesicht zu dem Redenden emporgewandt. Ueber der freien, klaren Stirne lag dichtes, aschblondes Haar und verlief in krausen Wellchen zu einem kunstlos geschlungenen, schweren Knoten. Die schmalen, etwas blaffen Lippen waren leicht geöffnet, hellblau lagen die Augen unter langen, dunklen Wimpern. Nun antwortete sie; ihre Züge belebten sich; in ihren Augensternen schimmerte es auf, als wenn aus dem Grunde eines Wassers plötzlich helle Lichter brächen. Arthur mußte sich gestehen, seine einzige Verwandte sei ein hübsches Mädchen. Schade nur, meinte er, daß die Natur so rücksichtslos gewesen war, die Linien der zarten Gestalt zu verzeichnen! Schade, daß sein anmuthiges Bäschen nicht nach demselben untadelhaften Körpermodell geformt war wie die beiden Engländerinnen, die hinter ihrem Stuhle standen und mit aufgesperrten Augen sich mühten, einige Worte von der rasch hinströmenden Unterhaltung in der fremden Sprache aufzufangen!

Der Gedanke, daß dies der letzte Abend sei, den sie an der „Bucht des Friedens“ zubrachte, legte sich im Laufe des Abends immer schwerer auf Klara's Seele. Vielen lieben Menschen war sie nahe getreten, von denen sie Abschied nehmen mußte, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. Und auch die Frage drängte sich ihr auf, was denn nun demnächst aus ihr werden sollte, wenn ihr neuer Beschützer den Rückweg zu seiner Heimat jenseits des Ozeans angetreten habe. In dem Hause ihres Vaters war keine Stätte für sie; mit den Verwandten desselben, die zerstreut in kleinen Orten Deutschlands wohnten, hatte sie nie in Verbindung gestanden.

Eine unruhige, fast schlaflose Nacht verlebte das vereinsamte Mädchen. Früh am Morgen schon fuhr der Wagen vor, der die Reisegefährten nach Genua bringen sollte. Ungebuldig schwang sich Arthur hinein und wartete auf seine Cousine. Er sah, wie Klara von einer Menge fremden Volks umdrängt wurde, wie die Frauen sie umarmten und küßten, die Männer nach ihrer schmalen Hand haschten. Endlich kletterte sie zu ihm, und nun regneten Blumen und Früchte zu ihnen in einer Pracht und Fülle, wie sie Ausganges Februar in Europa nur die Riviera di Ponente zu bieten vermag. Die Pferde zogen an; hinter den Scheidenden erscholl in fünf Sprachen ein tröstliches, hoffnungsvolles: „Auf Wiedersehen!“ Tücher wehten; bergaufwärts wand sich der Wagen; die Szene wechselte — der Abschied war vorüber.

Arthur atmete auf; er empfand es als eine Erlösung, daß er wieder in Bewegung war. Träumend, in Schauern versunken, blickte Klara ostwärts auf die schluchtenreichen Ausläufer der Seealpen, welche, schroff abfallend, die Küste markiren, und von dort hinaus auf das Meer, das in seinem Kleide von Azurblau mit schmaler weißer Spitzengarnitur am Saume sich wohlilig sonnte. Weit in der Ferne, dort, wo die Gipfel der korthischen Berge die gerade Linie des Horizonts unterbrechen, zeichnete der Schornstein eines Dampfers einen langen schwärzlichen Strich auf den lichten Hintergrund.

„Der häßliche Rauchstreifen!“ rief Klara aus.

Arthur folgte der Richtung ihres Blicks und lächelte.

Etwas sarkastisch erwiderte er: „Es muß wohl Frauenart sein, alle sichtbaren Dinge zunächst in schöne und häßliche einzutheilen.“

„Und was möchte dagegen wohl Männerart sein?“ gab Klara zurück, verletzt durch den Ton des Betters.

„Wir Männer,“ entgegnete Arthur gleichmüthig, „halten unsern Sinn vorzugsweise auf das Praktische gerichtet. Werth hat für uns nur, was nützlich ist. Und deshalb ist mir jener Streifen von Kohlenrauch, der Ihr ästhetisches Gefühl beleidigt, Cousine, die interessanteste Stelle in dem Panorama, das sich uns von dieser vortrefflichen Straße aus erschließt.“

„Wirklich?“ fragte Klara und sah forschend den Beter an, ob er im Ernst rede.

„Wirklich,“ bekräftigte Arthur. „Mir bringt jener Rauchstreifen auf höchst erfreuliche Weise in Erinnerung, daß außerhalb dieses Sclaffenlandes die Arbeit im Dienste des Fortschritts thätig bleibt.“

„Wie? Glauben Sie etwa, hier werde nicht gearbeitet?“

„Gewiß nicht mehr, als unbedingt nöthig ist.“

„Und wenn auch! Ist denn die Arbeit Zweck des Daseins?“

Arthur antwortete nicht auf diese Frage; er deutete hinab auf ein Städtchen, das in der nächsten Klippenfalte an den Hängen lebte. „Sehen Sie nur jenes Nest,“ sagte er, „wie malerisch es daliegt inmitten des breiten Kranzes von Grün, der von den Olivenwäldern hier oben abgerutscht sein könnte!“

„Ich kenne den Ort ganz gut; Noccabronna heißt er.“

„Es wird nicht anders darin ansehn als in den übrigen Ortschaften an der Küste zwischen Nizza und hier. Ich habe gestern einige davon durchfahren. Ein amerikanischer Arbeiter würde in keinem derselben ein Haus finden, worin er wohnen möchte.“

„So anspruchsvoll ist man bei Ihnen?“

„Wer keine Bedürfnisse hat, gehört nicht in unser Jahrhundert. Tausend und aber tausend Gehirne brüten täglich über neuen Erfindungen, durch welche Arbeitskraft frei wird; überall wächst mit der steigenden Kultur das Maß des nothwendigen Comforts. Nur hier nicht. Seit der Urbäter Zeiten vegetirt hier eine Generation wie die andere. Wie mir scheint, besitzt jede Familie in diesen Siebenkläferstädtchen ein paar Steinwürfe weit von ihrer kahlen, unsauberen Wohnung eine Anzahl Bäume, die auf einen freundlichen Zuruf so viele Orangen, Citronen, oder was es sonst sein mag, in die ausgespreizten Schürzen schütten, daß der Erlös zur Stillung des mäßigen Hungers hinreicht. Die wenigen Handwerker arbeiten mit Geräthen, die noch aus der alten Römerzeit stammen. Und dabei ist die Brut bis zum Bettler hinab so guter Dinge, als wenn Jeder bis zu seinem Lebensende eine sichere tägliche Rente von mindestens zwanzig Lire hätte!“

Klara lächelte über den Ton der Entrüstung, worin der amerikanische Beter das Ergebnis seiner oberflächlichen Beobachtungen vortrug.

„Wahrlich mit Unrecht schelten Sie das niedere Volk hier,“ sagte sie warm. „Die Leute sind nüchtern und fleißig, genügsam und fröhlichen Herzens. Daß sie mit Pietät an der ererbten Scholle, an den einfachen Sitten ihrer Väter hängen, daraus sollte ihnen kein Billigdenkender einen Vorwurf machen. Es besitzt eben nicht jede Nation die Bilksamkeit, sich amerikanisiren zu lassen.“

„Sie werden bitter, Cousine!“

„Nicht mit Absicht. Aber ich gehöre zu Jenen, die von der Richtung durchaus nicht erbaut sind, welche die geistige Arbeit in unseren Tagen genommen hat. Ich bin der Ansicht, daß die Bildung des Herzens, die Pflege der feinen Anlagen des Gemüths über Gebühr vernachlässigt werde. Ich fürchte, die Fähigkeit zur liebevollen Vertiefung in fremde Art wird sich allmählig ganz aus den Menschen verlieren.“

Mit stiller Verwunderung sah Arthur sein jugendliches Väschen an, in dessen Kopfe solch' seltsame Ansichten spukten. Aber durch die Ankunft des

Wagens vor der italienischen Dogana wurde das Gespräch unterbrochen. Im Laufe der nächsten Tage freilich trat die Verschiedenheit der beiderseitigen Lebensanschauungen wiederholt auf das Schärfste hervor; ja, es fand sich selten eine Materie, die eine verschiedene Beurtheilung zuließ, über welche die Verwandten nicht beinahe entgegengesetzter Meinung gewesen wären.

„Wenn ich Sie reden höre,“ rief Arthur in Genua unnmuthig aus, als er mit Klara nach einem Streifzuge durch die Stadt zum Bahnhofe fuhr, „wenn ich Sie reden höre, ist es mir zuweilen, als sei ich auf einem andern Planeten geboren und erzogen! Ich verstehe Sie nicht, und Ihnen wird es mit mir nicht besser ergehen. Was ich schätze, lassen Sie nicht gelten; hinwiederum kann ich meist nicht loben, was Sie zu preisen nicht müde werden. Mein Interesse ist der Thätigkeit der lebendigen Menschen zugewandt, ihren Werken, den Formen ihres Verkehrs; ich sehe, was geleistet werden könnte und nicht geleistet wird; ich bemerke alte Vorurtheile in heinimender Wirksamkeit, falsche Ziele aufgesteckt und zu vernünftigen Zwecken Aufwendung der kleinlichsten, lächerlichsten Mittel, und — ärgere mich über die selbstgenügsame Dummheit meiner Nebent Creaturen. Sie dagegen, Verehrteste, ergözen sich an Männern, Weibern und Kindern, sobald sie nur recht braun und frech aussehen und ein paar bunte Lumpen umhängen haben, und ob sie arbeiten, betteln oder stehlen, ist Ihnen gleichgültig. Außerdem erfreut sich nur noch alles Alte eines wohlwollenden Blicks aus Ihren aufmerksamen Augen, Alles, was aus früheren dunklen Jahrhunderten sich in das unsrige gerettet hat und der vergangenen Zeiten Beschränktheit, Wahn und Dünkel verkündigt: alte, thurmhohe Paläste an meterbreiten Gassen, in denen die Herrschaft unter dem Dache wohnen muß, wenn sie sehen und athmen will; Kirchen, die nach Moder duften, worin Wechselfieber und Rheumatismus auf unvorsichtige Neugierige lauern; schmutzige Bilder von obskuren Märtyrern oder häßlichen Vorfahren ausgestorbener Geschlechter. Wie zwei Wesen verschiedener Art ziehen wir neben einander hin; Sie gewahren eine Welt, die für mich nicht vorhanden ist, und

was mich in derjenigen fesselt, die ich sehe, scheint Ihnen ernsthafter Beachtung nicht werth.“

„Sie gehören einem souveränen Volk an, Better Arthur,“ versetzte Klara lächelnd, „und sind gewohnt, an dem Bestehenden Kritik zu üben. Außerdem stehen Sie als Mann mitten im praktischen Leben, und daher ist Ihr Sinn auf dasjenige gerichtet, was die Menschen treiben, um sich anständig durch's Leben zu schlagen. Ich aber bin nur ein Mädchen. Tadelnswerthes aufzuspüren ziemt sich nicht für mein Geschlecht. Wir Frauen sind berufen, die vorhandenen Uebel schweigend zu lindern, vor Allem aber, der guten Keime uns anzunehmen und sie mit Liebe weiterzubilden.“

„Es ist ein sehr beschränktes Feld, das Sie Ihrer Thätigkeit anweisen, Cousine!“

„Je nachdem, Herr Better. Allerdings haben wir Frauen nur Einfluß, soweit unser Herz reicht, und verlieren uns selbst, sobald wir versuchen, uns jenseits dieser Grenze geltend zu machen. Dafür steht aber auch die Domäne des Herzens direkt unter himmlischer Verwaltung, und die Arbeiterinnen darauf irren nicht.“

„Ein bedeutungsvolles Wort, zumal da es an mich gerichtet ist.“

Klara erröthete. „Aus allgemeinen Sätzen können vielerlei Nutzenwendungen gezogen werden,“ entgegnete sie.

„Gewiß. Und Jeder macht diejenige, die auf ihn paßt.“

Verstimmt sah Arthur aus dem Wagenfenster und schwieg eine Weile. „Die europäische Luft gefällt mir nicht,“ sagte er endlich. „Es ist etwas darin, was mich irritirt. Nun: in zwei Tagen werden wir, so hoffe ich, an unserem Ziele angelangt sein, und ich werde dann arbeiten wie eine Dampfmaschine unter Hochdruck, um so bald als möglich loszukommen. Ich fürchte, den Leuten da oben im Norden, in der alten, schläfrigen Stadt, wird der Verkehr mit mir wenig Freude machen. Was noch von Wein in mir war, ist in Essig umgeschlagen; ich bin grämlich und reizbar geworden, quäle mich selbst und quäle Andere. Nicht wahr, Cousine?“

Ehe Klara antworten konnte, hielt der Wagen vor dem Bahnhofe.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der neuen Deutschen Lyrik.

Der einsame See. Von May Kalbeck.

Wo Gletscherhöhen starren ohne Bahn
Dem Firmament des Himmels schroff entgegen,
Da hat ein See, wildeinsam hoch gelegen,
Sein schwarzes Auge traurig aufgethan.

Der dunklen Wasserfläche naht kein Schwan,
Und nichts Lebend'ges will das Ufer hegen;
Doch kommt die Nacht mit ihrem Sternensegen,
Dann gleitet durch die Flut des Mondes Kahn.

So weiß ich auch ein Herz, umringt von Schrecken,
Der blühnden Welt, dem frohen Leben ferne,
In Traurigkeit unnahbar und allein;

Zwar vor den Menschen kam es sich verstecken,
Doch wachen über ihm die ew'gen Sterne,
Und der barmherz'ge Himmel blickt hinein.

(Aus: „Deutscher Dichterwald“. Stuttgart und Leipzig,
Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die tolle Betty.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Sechszwanzigstes Kapitel.

Der Mittag nahte bereits, als Bettina zurückkehrte. Der Diener begegnete ihr im Korridor; er trat respektvoll zurück, erwartend, daß sie besorgt nach dem Befinden des Barons fragen werde.

Sie sah ihn nicht, sie fragte auch nicht und suchte sehr erregt ihr Zimmer.

Kein Brief von Camill war eingetroffen an der Stätte, wohin er denselben adressiren gesollt, damit er nicht in die Hände der jetzt Verstorbenen gerathe; und sie hatte ihm so Wichtiges mitzutheilen. Aber ein anderer Brief lag da auf der silbernen Platte. Er trug den Poststempel Wien, die Adresse war von ihr bekannter Frauenhand.

Frau von Ertel schrieb. Mit Hast durchflog sie die Zeilen, einen Namen in denselben suchend, und da — ihre Hände zitterten, ihre Augen brannten — da stand er!

Die Freundin schrieb in ihrem gewohnten heiteren Ton über Allerlei; dann hieß es: „Unser göttlicher Camill ist für einige Tage, vielleicht eine Woche von Bukarest und Konstantinopel hieher zurückgekehrt, um von seiner sehr anstrengenden Tournee auszuruhen. Die Bojarinnen sollen ganz außer sich gewesen sein und ihn furchtbar nachgestellt haben; in Konstantinopel sollen die vornehmsten Türkinnen, die Prinzessinnen aus ihren vergitterten Logen ihn mit ihren Augen verschlungen haben. Eunuchen und verschwiegene Botinnen sollen ihm die Einladungen zu den süßesten Kendepous gebracht haben; einer unserer Spottvögel behauptet sogar, die Favoritin da jour des Sultans sei unthunetwillen in einen Sack gesteckt und in den Bosporus geworfen worden.“

„Doch Spaß beiseite, er muß enormes Furore und ebenso enorme Einnahmen gemacht haben; aber man behauptet ja, er, der Kernste, habe wenig davon, da einstweilen Alles in die Tasche seines habfüchtigen Impresario fliehe, und was hat er von all' den Blumen und Lorbeerkränzen, die ihm von zarten Händen gespendet werden.“

„Auch die reiche und schöne russische Fürstin, die ihm ja wie ein Schatten folgt, soll ihm wieder nachgereist und hieher zurückgekehrt sein. Man erzählt von ihr Hochromantisches; sie gehöre zur russischen Kaiserfamilie, reise unter einem Inkognitonamen und sitze in seinen Konzerten stets verschleiert, höchst einfach gekleidet auf dem bescheidensten Platz, um Niemanden aufzufallen; selbst wenn sie nach denselben ihren Wagen besteige, halte man sie

für ihre Kammerjungfer. Deshalb sah und kannte sie hier auch noch Niemand, obgleich Jedermann weiß, daß sie ihm unter Anderem einen mit den kostbarsten Brillanten geschmückten Lorbeerkranz gespendet. Sie soll von wunderbarer Schönheit sein, und der gefeierte Camill müßte ein Klog sein, wenn er sie nicht erhörte. Andere behaupten, sie sei grundhäßlich, aber man weiß, das ist nur der Neid der Damen. Auch heirathen soll sie ihn nicht können, denn ihr Mann soll im Kaukasus stehen; aber wer weiß denn, ob auch das wahr! Es schwebt, wie gesagt, ein tiefes Geheimniß darüber, das uns leider wohl ungelöst bleibt, wenn er seine Reise fortsetzt und sie mit ihm.“

„Wann werde ich Dich einmal wiedersehen, Schatz? Du verschwandest mir so plötzlich . . .“

Bettina hatte keinen Sinn mehr für den Rest. Ihr Herz that wieder Schläge, als wolle es die Brust sprengen. Sie zerriß den Brief, mit welchem die Freundin ahnungslos ihr die höchste Marter bereitete. Er in Wien, und er schrieb nicht, wie er an jenem Morgen so heilig versprochen!

Und was hielt sie hier zurück, ihn aufzusuchen? Sie war frei, Herrin ihres Willens! Sie war die Erbin des kranken, gebrochenen Mannes, der es heute Morgen versucht hatte, sie zur Sklavin eines der Sterbenden gegebenen Versprechens zu machen, und damit die letzte Pflicht zerschnitten hatte, die sie an ihn fesseln konnte. Und warum starb nicht auch er, der arme, verlassene Mann!

Ein schüchternes Pochen schreckte sie auf, als sie in die ausschweifendsten Pläne versunken dasaß. Die Jungfer erschien wieder verlegen und schen auf der Schwelle.

Der Arzt, als er vor einer Stunde gegangen, meldete sie, habe sie beauftragt, zu fragen, wer bei dem kranken gnädigen Herrn sein solle. Es müsse der barmherzige Bruder zurückgeholt werden.

„Ich selbst! Ich sagt' es ja!“ rief Bettina heftig. „Du weißt, ihn regt diese dunkle Priesterkleidung auf! . . . Ich komme! . . . Ich selbst!“ wiederholte sie sich tief sinnend, als Jene hinaus. „Es wird nothwendig sein, in seiner Nähe zu bleiben, bis er . . . Aber mein Gott, mein Gott, woher nehme ich die Geduld!“ Sie preßte die Hände an die Schläfen. „Jede Minute schleicht mir hin wie eine Ewigkeit! Die Angst frißt mir wie ein Geier am Herzen und der Gedanke, an dem Bette dieses Mannes aussharren zu sollen, seine Pulse zu zählen, wie die Körner einer Sanduhr, die nicht verrinnen wollen . . .“

„Aber sie ist ja da! Lola könnte mir beistehen! Ich wußte, ich werde ihrer bedürfen. . . Aber nur jetzt nicht! Ich will's versuchen! . . . Ich war thöricht, ihm zu sagen! . . . Sterben wird er ja doch! Er, der unglückliche Mann, kann mir kein Hinderniß mehr sein; er mag ja immerhin sein Versprechen halten, so viel an ihm liegt; er würde auch zu schwach sein, mir zu zürnen, wenn ich. . . Es soll jedenfalls Niemand zu ihm, auch Lola nicht; es braucht Niemand zu wissen, was zwischen ihm und mir noch vorgehen könnte. . .“

Um Jahre schien sie gealtert, wie sie, wieder zurückversinkend in finsternes Grübeln, sich in der Ecke des Sophas mit über den Knien gefalteten Händen zusammenkauerte und mit halb geschlossenen Augen vor sich hinstarrte. Fröstelnd schauerte sie in sich; sie barg das Antlitz seitwärts auf der weichen Lehne und blieb so minutenlang regungslos; dann die Stirn wieder aufrichtend, das über dieselbe gesunkene Haar zurückstreichend, suchten ihre Gedanken da anzuknüpfen, wo sie im Wirbel ihrer Empfindungen abgelenkt.

„Und wenn er stirbt!“ Ihre Lippen, farblos und nervös bebend, flüsterten die Worte, während ihre Augen sich weiteten. „Mir graut!“ Sie schüttelte sich vor innerem Frost. „Er verlangte ja nach mir! Er soll mir aber nicht mehr von ihr sprechen, denn ich habe sie wirklich schon gehaßt, dieß unerbittliche Weib, das an Allem schuld!“

*

Der Arzt hatte am Nachmittag Bettina pflichtschuldig im Zimmer des Kranken gefunden. Als er ihr seine Unzufriedenheit mit dem Zustande desselben angedeutet, hatte sie schweigend die Achsel gezuckt. Er war gegangen, nachdem er neue Verordnungen getroffen und vorsichtige Reihung der neuen Arznei empfohlen.

Oppenstein lag mit der Entfugung eines Märtyrers auf seinem Bette. Es war wenig zwischen ihnen gesprochen worden. Bettina saß am Fenster und las, aber ihre Gedanken waren fern.

„Bettina,“ begann er, als es Abend ward und die Dunkelheit ihn ihr gegenüber ermutigte, „ich habe den ganzen Tag hindurch mich mit Dir beschäftigt, nach der Möglichkeit gesucht, Deine Wünsche mit meinem Gelübniß in Einklang zu bringen; ich fand sie nicht.“

Er gewahrte nicht, wie Bettina leise zusammenzuckte und scheinbar lesend die Augen mit der Hand beschattete. Sie hatte gewartet, daß er in der Angelegenheit noch einmal sprechen und ihrem Verlangen nachgeben werde.

„Ein Wort, einem Sterbenden gegeben, ist heiliger und unverbrüchlicher als jedes andere. Es ist wie ein Sakrament, das die scheidende Seele aus ihrer Hülle erlösen hilft, und darf wie dieses keine Unwahrheit sein. Ich würde mich gegen Gott selbst veründigen, wenn ich es brähe.“

Bettina's Stirn sank tiefer in die Hand.

„Du bist jung, Bettina; ich behauptete stets, Du seist noch zu jung, um zu heirathen; Du hast Zeit, und Dein Herz, das eben erst zu empfinden be-

gonnen, wird sich läutern und kräftigen, wenn Deine Liebe wirklich eine dauernde ist; es wird heiligeren und edleren Gefühlen Raum geben, wenn sie dieß nicht ist. Ich, Bettina, weiß ja, daß ich nur noch wenige Jahre zu leben haben werde. Bin ich nicht mehr und liebst Du dann diesen Mann noch mit derselben Hingebung, so wird mein Wort Dir nicht mehr hinderlich sein, Du wirst glücklich werden, auch ohne daß ich dieses Bündniß vor meinem Hingang segnen darf. Ich sprach heute mit dem Arzt: er gab mir noch fünf Jahre, wenn ich mich schone“ — Bettina erzitterte, sie barg das Antlitz. — „Ich hänge nicht am Leben, seit sie mich verlassen, nur um Deinetwillen möcht' ich diese Frist noch haben! Du wirst dann in der vollen Blüte Deines Geistes und Deiner Schönheit sein. . . Sag' mir, Bettina, daß ich Recht habe, daß Du meinem Rathe folgen willst; er kommt aus dem besten Vaterherzen.“

Seine Brust schien erleichtert, als er gesprochen; halb aufgerichtet schaute er auf sie. Aber Bettina schwieg; ihre Stirn ruhte noch in ihrer Hand.

„Bettina, hörtest Du nicht?“ fragte er lauter.

Wie aus einem Halbschlummer erwachend, richtete sie die Stirn auf und blickte in's Zimmer.

„Es dunkelt! Der Diener vergißt das Licht!“ sagte sie dastehend und seinen Blick vermeidend. Es fröstelte sie.

„Wie bleich Du bist! Du opferst Dich um meinetwillen! Auch Du wirst Dich krank machen. Laß lieber den barmherzigen Bruder zurückholen; ich war thöricht, ihn von mir zu weisen. . . Hörtest Du nicht, Bettina, was ich Dir vorhin sagte? Wenn ich sterbe, kannst Du ja Deinem Herzen folgen; mich bindet einmal dieses unverlegbare Gelübniß; aber Du verzeihst mir wohl, wenn ich um Deinetwillen noch leben möchte; es ergeht mir wie jenem alten griechischen Weisen, der da sagte, er sei nur auf der Welt, um die Sonne zu bewundern. . . Du bist ja meine Sonne! . . . Aber laß den Barmherzigen rufen und gönne Dir Ruhe; Du bist entsetzlich bleich; Deine Augen blicken so hoch! Ich fürchte mich, Dich anzusehen, denn ich mache mir Vorwürfe. Der Barmherzige kann mir ja die neue Arznei reichen, die der Arzt verschrieben; weiter bedarf ich ja nichts.“

Der Diener trat ein. Er brachte das Nachtlicht und das neue Medikament. Betroffen durch den Anblick Bettina's stand er da. Sie nahm ihm Beides ab, gab ihm einen Wink, sich zu entfernen, und wandte sich zum Tisch. Hier blieb sie, als der Diener hinaus war.

„Da Dir der Barmherzige nicht angenehm,“ sagte sie, ohne ihre Stellung zu ändern, mit matter Stimme, „habe ich Fräulein Goldmann, Du kennst sie ja, gebeten, mir behülflich zu sein. Sie ist in meinem Zimmer; wird es Dir recht sein, wenn sie mich zur Nacht für einige Stunden ablöst? Ich möchte ausruhen.“

„O gewiß! Sie ist ja ein liebenswürdiges Mädchen! Leonore hatte zwar Manches gegen sie, aber sie that ihr Unrecht.“

„Ich werde sie rufen; sie soll Dir stündlich die Arznei reichen.“

„Leg' Dich zur Ruhe, Kind, und sei nicht besorgt um mich!“

Der Kranke sah mit Zufriedenheit, wie Bettina durch das Zimmer schwebte. Er glaubte auch sie beruhigt, da sie seine Wünsche schweigend hingenommen, und streckte sich auf das Lager zurück. Er sah nicht, wie Bettina im Thürrahmen hinter der Portièrè noch verweilte, wie ihre Hand noch krampfhaft sich an den Vorhang klammerte, wie dann dieser plötzlich hinter ihr zusammenfiel, als sie schnell hinausgetreten.

In ihrem Zimmer erschrak Bettina auf der Schwelle. Lola trat ihr entgegen, sie, die sie doch eben suchte. Auch Lola fuhr zusammen; Bettina's Antlitz erschien ihr in dem Halbdunkel des Gemachs so gespenstisch und unheimlich; ihr Erschrecken machte sie nervös.

„Ich suchte Dich, Lola!“

„Du verzeihst, ich war eingeschlafen und erwachte eben erst in der Dämmerung!“

„Um so besser! Auch ich bin erschlaft durch diese Krankenpflege! Du sollst mich für einige Stunden ablösen; ich habe ihm bereits gesagt, daß ich Dich schicken werde. Es ist ja kein schwerer Dienst, den ich von Dir begehre! Du sollst ihm nur halbständlich die Arznei reichen, die Du auf dem Tisch an seinem Bette findest; selbst wenn er schlafen sollte, wirst Du ihn wecken; hörst Du?“

„Wenn ich dem Kranken willkommen bin!“

„Ich sagte Dir . . . ja!“ Bettina stieß die Worte heftig und unwillig heraus. „Mein Gott, Alles verschwört sich gegen mich! Es drängt ihn und mich hinaus aus dieser Wohnung, wo ich der Verstorbenen immer zu begegnen fürchte, und er muß krank daliegen! . . . Gib ihm gleich von der Arznei! Ich war vor Müdigkeit und Nervenabspannung schon eingeschlafen; auch meine Kräfte erschöpfen sich ja! Eben deshalb hat ich Dich, bei mir zu bleiben . . . Komm; ich fühle ein Stechen und Brennen im Gehirn; ich werde wahnsinnig, wenn ich nicht ein Stündchen Ruhe habe!“

Willenlos ließ sich Lola von ihr fortziehen. Bettina hob leise die Portièrè des Krankenzimmers, deutete hinein und wandte sich wieder in die dunkle Zimmerflucht zurück.

Ein Schreckenslaut entrang sich ihrer Brust, als sie in ihr Schlafzimmer trat. Niemand hatte daran gedacht, dasselbe zu erschellen. Mit bebender Hand zündete sie die sämtlichen Kerzen der beiden Kandelaber an. Ihr Blick fiel dabei in den Spiegel; mit einem Erschüttern des ganzen Körpers wandte sie sich ab und warf sich auf das Bett, das Gesicht in das Kissen drückend.

Hier lag sie wohl eine Stunde, nicht schlummernd, immer das Antlitz bergend, fieberhaft erregt, zuweilen von Frost geschüttelt, auf das leiseste Geräusch in der lautlosen Stille der Wohnung lauschend, in der auch der Diener nur auf den Fußspitzen über die Korridore schritt; selbst das Knistern der Wachskerzen machte sie zusammenfahren und der Schall der nahen Kirchenguhr dröhnte ihr in das furchtsam pochende Herz.

Die Ueberanspannung der Nerven versetzte sie

endlich in einen Zustand vollständiger Bethargie. Ihre Glieder lagen ausgestreckt, regungslos auf dem Bette, ihre Brust athmete matt, das aufgelöste Haar deckte Nacken und Rücken, ihre Schläfe ruhte auf dem einen Arm, während der andere müde über den Rand des Bettes hing.

Sie schlummerte nicht, sie wachte nicht; die Bilder, die sich den geschlossenen Augen aufgedrängt, wüste, häßliche Bilder, hatten sich verflüchtigt; nichts drängte sich mehr in das Dämmern ihrer Seele, — da öffnete sich plötzlich und hastig die Thür; dumpfe, schnelle Tritte bewegten sich über den Teppich . . .

„Bettina!“ weckte sie eine athemlos kreischende Stimme. „Bettina, erwache! Gott im Himmel, daß es von mir geschehen mußte! Ich that ja Alles pünktlich, wie Du mir befohlen, aber er ist todt, vor meinen Augen gab er den Geist auf! Wäre der Arzt nur eine Sekunde früher gekommen! Er trat eben ein, als er leblos zusammengefunken . . . Mein Gott, mein Gott!“

Bettina hatte sich jäh aufgerichtet. Fast stumpsinnig schaute sie auf Lola, die händeringend vor ihr stand; dann, ohne das über die Stirn gesunkene Haar zu entfernen, senkte sie dieselbe.

„Todt!“ wiederholte sie dumpf und fast lautlos.

„O, und das Schlimmste noch!“ rief Lola.

„Der Arzt, als er in das Gesicht des Gestorbenen blickte, fuhr wild zurück; er schaute nach der Arznei auf dem Tische, nahm sie und fuhr mich an, ob ich ihm diese gereicht; wo die andere sei, die er verordnet, und wie oft ich ihm gereicht . . . Es sei ein Mord!“ rief er, und barmherziger Himmel, ich that ja doch nur gewissenhaft, was Du mir befohlen!“

Lola sank kraftlos, verzweifelt, mit verhülltem Antlitz vor einem Sessel hin und brach in lautes Schluchzen aus.

„Ein Mord!“ jammerte sie. „Und das dank' ich Dir! . . . O, mein Gott, muß denn Alles, selbst die Entseztliche über mich kommen! Ich mag nicht mehr leben, ich will lieber todt sein, als dieß auf meiner Seele haben!“

Mit lautem Aufschreien sank sie, sich windend unter Selbstvorwürfen, neben dem Sessel zusammen, als eben die Thür heftig aufgerissen wurde.

Doktor Gundlach trat, von dem Diener gefolgt, in höchster Erregung herein und schaute mit von Zorn leuchtenden Augen auf die beiden Frauen.

„Ich fühle keine Verpflichtung, um Verzeihung für mein Eintreten zu bitten,“ rief er mit harter Stimme. „Ich verlange von Ihnen, gnädige Frau, Rechenschaft für einen Akt, der, milde gesagt, unverzeihliche Fahrlässigkeit, dem soeben ein Menschenleben zum Opfer gefallen; ich verlange sie nicht nur als alter Freund dieses Hauses, auch als Gerichtsarzt, dem die Pflicht obliegt, hievon Anzeige zu machen! Sie entfernten gegen meinen Wunsch den Pflegenden, den ich hieher beschied; Sie waren also für diese Pflege des Kranken verantwortlich und übergaben sie herzlos jener jungen, unerfahrenen Person da“ — er deutete auf Lola — „von der mir der Diener hier eben sagte, sie sei schon verdächtig gewesen, der verstorbenen Baronin von Oppenstein eine bedeutende Summe aus dem Zimmer entwendet

zu haben! Was können Sie zu Ihrer Entschuldigung erwidern?"

Lola war bei den letzten Worten bewußtlos auf dem Teppich zusammengesunken.

Bettina hatte ihn angehört, ohne eine Muskel in ihrem Antlitze zu bewegen; nur dieß war bleicher noch und finsterner geworden; ihre Augen hasteten, wie sie dasaß mit im Schooße gefalteten Händen, vor sich auf der Bettdecke. Erst als der Arzt dem Diener den Wink gegeben, sich zu entfernen, bewegten sich ihre farblosen Lippen.

"Ich habe Ihnen nichts zu erwidern, Herr Doktor!" sprach sie, den Arm erhebend und die weiße, blutlose Hand an die Stirn führend. "Er selbst verlangte die Entfernung des Wärters; ich sollte Tag und Nacht an seinem Bette sein; aber ich bin ja müde, sterbensmüde; mein armes Gehirn ist zu schwach zum Denken . . ."

Mit einem Seufzer sank sie auf das Kissen zurück und schloß die Augen.

Doktor Gundlach stand da, sich selber keinen Rath wissend. Er schaute auf Bettina, die ihre Stirn mit den Armen bedeckte, er blickte auf Lola, die bewußtlos, das Antlitze auf dem Teppich, am Boden lag.

"Mit Weibern zieht man freilich immer den Kürzern! Aber ein Mord bleibt es dennoch, und ich werde thun, was meine Pflicht gebietet!" brummte er empört, und bereuend, daß ihn seine Entrüstung zu so nutzlosem Schritt getrieben, entfernte er sich.

In dem Vorgemach des Sterbezimmers erwartete ihn der Diener mit dem Licht in der Hand und verstörtem Antlitze.

"Herr Doktor, ich bitte um Gehör für ein Wort!" flüsterte er. "Der Tod meines unglücklichen Herrn kann nicht mit richtigen Dingen zugegangen sein; ich habe es mir überlegt. Dieses junge Mädchen . . ."

"Was wissen Sie von ihr?"

"Die junge gnädige Frau war viel zu harmlos und vertrauend gegen sie, aber ich durfte ja nicht warnen. Schon einmal kam ich ungerecht in Verdacht durch sie; ich sagte Ihnen ja schon von dem Gelde, das sich nicht wieder gefunden. Ich kann darauf schwören, daß sie in dem Zimmer drüben gewesen, aus dem es verschwand."

"Weiter!"

"Sie ist von schlechter Familie! Der Vater, ein verschwenderischer, lächerlicher Geschäftsmann, wird wegen falschen Bankrotts gerichtlich verfolgt; die Familie steckt in tiefster Armuth; man hat ihr Alles abgepfändet. Sie wissen ja, wie solche Leute plötzlich herabkommen und dann zu Allem fähig sind, weil sie die Noth nicht ertragen können."

"Weiter!"

"Das Mädchen war verschwunden, sie sollte mit einer gemeinen Theaterbande umhergezogen sein. Heut Morgen fand sie sich zu meinem Aerger wieder ein und die junge gnädige Frau nahm sie auch wieder auf, wahrscheinlich um nicht so ganz allein zu sein."

"Weiter also!" Der Doktor ward ungeduldig.

"Die junge Frau Baronin war sicher schon zu ermattet durch das Wachen, der selige Herr wollte ja niemanden Anderes bei sich dulden; Sie wissen,

daß er auch den Barmherzigen weggeschickt hat. Wahrscheinlich hat sie sich nun der jungen gnädigen Frau erboten, die Wache für die Nacht zu übernehmen, und da hat sie sicher versucht, den Kranken zu betäuben, um in der Nacht werthvolle Sachen und Geld — seine Brieftasche lag auf dem Nachttisch und er zählte nie sein Geld — zu sich zu stecken, ich will nicht sagen, ihn zu tödten . . . Jedenfalls sollte man sie untersuchen, denn einen Zweck muß sie doch gehabt haben."

"Es wird nirgendwo so viel gestohlen wie vor den Augen, die sich nicht wieder aufthun! Sorgen Sie dafür, daß das Mädchen nicht die Wohnung verläßt! Ich mache mit Tagesanbruch meine Anzeige!" Der Doktor trat in das Sterbezimmer. Zufrieden folgte ihm der Diener, dem Lola ein Dorn im Auge, seit er durch sie in Verdacht gekommen.

Das Portefeuille war von dem Nachttische des Todten verschwunden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In der tiefen Stille des von den Skandelabern taghell erleuchteten Zimmers erwachte Lola. Drei Uhr schlug es eben vom Thurme. Sie lauschte, ihr war's, als hämmere jeder Schlag in ihrem Gehirn. So lange hatte sie in todesähnlicher Erstarrung gelegen.

Was geschehen, stand vor ihr; sie sah den unglücklichen Mann, wie er sich, ohne zu klagen, mit von Schmerzen verzerrtem Antlitze im Bette aufrichtete, umherschaute mit den Augen eines Geistes, einen Namen rufen wollte, aber auf das Kissen zusammensank, und als sie zu ihm eilte, sich zur Wand drehte und lautlos verschied.

Und ihr, die so gewissenhaft gethan, was ihr aufgetragen, ihr hatte dieser entsetzliche Mann, der Arzt, einen Vorwurf gemacht, vor dem das Blut in ihren Adern erstarrt war!

Sie richtete sich auf ihre Kniee, blickte mit weit und voll Grauen geöffneten Augen umher, erzitterte beim Knistern der Wachlichter, lauschte in der Todesstille und gewahrte Bettina, wie diese vor dem Bette kniete, die Arme auf dasselbe stützend, die gefalteten Hände hob und mit zur Decke gehobenen Augen vor sich hinflüsterte.

Lola fürchtete sich vor ihr, die in einem Zustande der Exaltation, einer knieenden Marmorstatue ähnlich, mit dem bleichen Gesichte, dem weißen Nachtgewande, die Lippen bewegte, wie ihre dunklen, von Schmerz unnachteten Augen so geisterhaft aufblickten. Die ganze Erscheinung glich einer Vision, die ihr Angst erregte.

Bettina war ihr ein Wesen geworden, dessen Annatur sie nicht mehr faßte, das ihr unheimlich geworden, weil es frevelhaft das Schicksal herausforderte; und wie sie jetzt da kniete in betender Stellung, erschien es ihr unmöglich, daß dieses dämonische Weib noch Worte der Andacht auf seinen Lippen haben könne.

Zitternd, den Blick unverwandt auf Bettina gerichtet, wagte sie nicht, sich zu bewegen; auch sie konnte sie mit ungerechten Vorwürfen überhäufen.

Sie schaute zu, wie Bettina die Stirn in die Hände legte, dann das Haupt wieder erhob und mit Ekstase vor sich hin sprach:

„Ja, ich komme, Camill! Wie die Königin Arabiens komme ich zu Dir! Ich bin frei, und auch Du sollst es sein! Ich bin reich, und was mein ist, soll Dein sein! . . . Wie die Königin Arabiens!“ wiederholte sie in Verzückung, dann erhob sie sich feierlich und starrte mit zürnendem Auge auf Lola.

„Du hier!“ rief sie unwillig, während diese sich mühsam aufrichtete. „Warum suchtest Du nicht Dein Zimmer?“

„Bettina, erinnerst Du Dich nicht . . . was gestern Abend geschehen? Begreifst Du, wie es möglich war, dieß Entsetzliche?“

Bettina schüttelte das Haupt; ihr Haar sank über die Schläfen, das vor Aufregung ermattete Antlitz bedeckend. Die Frage schien sie dennoch zu erschüttern.

„Es hat so sein sollen!“ sprach sie halblaut und dumpf vor sich hin. „Sie sind jetzt Beide todt und . . . mir graut vor diesen Wänden, als könne der Tod auch nach mir seine Hand ausstrecken!“

„Der Arzt überhäufte mich mit den schrecklichsten Vorwürfen . . . ich sei schuld . . . Bettina, sag' mir zu meiner Beruhigung, wie es geschehen konnte! . . . Und eine Diebin nannte er mich! Ich werde keine Ruhe mehr vor meinem Gewissen haben!“

„Er sprach mir täglich vom Sterben; er wußte, wie nahe sein Tod, und bestimmte, daß ich Camill heirathen solle, sobald er nicht mehr . . . Ich werde ihn nicht sehen können, denn ich kann keinen Todten sehen . . . Aber geh', geh' in Dein Zimmer, ich möchte allein sein, bis der Tag anbricht.“

„Aber was wird aus mir, wenn man kommt und . . .“

Bettina schritt zum Gueridon und nahm ein Eisenbeincarnet von demselben.

„Hier nimm,“ sagte sie, ihr das kleine Portefeuille hinreichend. „Du wirst nicht in Noth sein, wenn ich . . .“ Nach ihrer Ueberzeugung war durch Geld Alles zu heilen.

„Nein, nein! Dein Geld bringt mir Unglück! Lola wies ihre Hand ängstlich zurück. Bettina warf das Carnet auf den Tisch.

„So geh', ich bitte Dich!“ Die Aufregung befiel sie von Neuem. „Ruhe Dich aus, bis es Tag, und kümmere Dich nicht um mich. Bis sie kommen und die Wohnung schließen, wirst auch Du hier ein Obdach haben. Mir graut vor derselben! Ich höre fortwährend Schritte drüben; mir ist, als schleiche der Tod wie ein Gespenst durch die Zimmer! Ich wollt', es wäre Tag; die Nacht ist so entsetzlich lang! . . . Aber so gehe doch! Ich kann ja nicht mehr für Dich thun, als eben geschehen! Wir sprechen uns noch, wenn es Tag ist!“

Lola schwankte mit niedergeschlagenen Augen hinans; sie fürchtete Bettina's Heftigkeit. Die Letztere stand noch minutenlang da, unschlüssig und unruhig stumm. Dann ergriff sie einen der Kandelaber und trat in ihr Ankleidezimmer. Hier warf sie das Nachtgewand von sich und kleidete sich in die schwarze Trauerrobe, die sie nach dem Tode der Mutter angelegt.

Seit mehreren Tagen stand hier schon Alles zur Reise gepackt. Der Dahingeshiedene hatte sie täglich getröstet: „Morgen reisen wir!“ und der Diener hatte auch seine Koffer bereits gefüllt. Sie kehrte in ihr Schlafgemach zurück, griff mit fieberhaft flüchtigen Händen in das Maroquintäschchen, welches in dem zierlichen Bouleshrant ebenfalls schon bereit war, trat dann an's Fenster, öffnete die Jalousieen und schaute in das Halbdunkel des langsam aufgraubenden Morgens hinaus.

Ein Schauer überlief sie; sie öffnete das Fenster und drängte sich dicht an dasselbe. Drüben auf der andern Seite des Hauses lag der Mann, der sie mit so unendlichen Wohlthaten überhäuft, im ewigen Schlummer; es mußten Leute bei ihm sein. Hinübergewandert waren sie Beide, in denen sie nur ein Gemüth ihres Glücks gesehen, ihr die Bahn öffnend, auf die es sie hinausdrängte.

Die Stunden krochen in unerträglicher Langsamkeit, bis endlich der erste matte Sonnenschimmer den grauen Wolkenschleier durchbrach und das Geräusch von Stimmen, die den Portier weckten, durch das offene Fenster heraufdrang.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Mit besorgtem Herzen hatte sich Walbeck noch am Nachmittag, nachdem ihn sein Bruder verlassen, auf die Reise begeben, um seinen Vetter Dagobert in seiner nur zwei Stunden entfernten Garnison aufzusuchen und ihn im Interesse seiner Mutter zu einem Vergleich zu bewegen.

Der junge Dragonerlieutenant, ein leichtes, frohes Gemüth, hatte auch seinerseits und mit mehr Berechtigung auf eine endliche günstige Entscheidung des Prozesses gewartet, nicht eigentlich des Geldes wegen, sondern aus Groll gegen diese anderen Walbecks, die so zäh ihre schon in zwei Instanzen verlorenen Ansprüche auf das Gut vertheidigten. Er grollte namentlich diesem einen der beiden Vettern, dem Jobst, der sich mit der schwerreichen Adoptivtochter des Baron Oppenstein verheirathet, ohne ihn, seinen Jugendfreund, auch nur einer Anzeige gewürdigt zu haben.

Dagobert von Walbeck saß eben mit einem Kameraden beim Souper, als er Jobst eintreten sah, den er noch auf seiner Hochzeitsreise vermuthete. Er empfing ihn etwas kühl und verlegen, denn Beide waren ja Gegner durch den Prozeß geworden.

„So schnell schon zurück und im Stande, sich von der schönen Frau zu trennen, von der ich so viel schwärmen hörte?“ fragte er. „Ich hätte jeden andern Besuch eher erwartet! Uebrigens gestatte mir, Dich mit einem Verwandten von Dir bekannt zu machen: Baron Albert von Oppenstein!“ stellte er den Kameraden vor, der sich mit kalter Zurückhaltung vor Walbeck verbeugte. „Herr von Oppenstein ist der Sohn eines Veters Deines Schwiegervaters, von der andern Linie,“ setzte er lächelnd hinzu. „Aber Du bist so genirt, hast Du mit mir Besonderes zu sprechen?“

„Allerdings!“ Jobst hätte ihn lieber allein gesehen. „Aber wir können ja später . . . Du erräthst

vielleicht, was mich herführt. Uebrigens ist mir nichts schmerzlicher gewesen, als daß unser sonst so enges, freundschaftliches Verhältniß durch einen langen Gader der Meinigen gestört worden, den ich um so weniger gebilligt, als er mir für uns stets resultatlos und sogar verhängnißvoll erschien."

"Ich störe!" Herr von Oppenstein suchte Säbel und Mütze, um sich zu entfernen.

"Nein, bleib!" rief Dagobert. "Was ich mit dem Vetter zu besprechen habe, eilt nicht; es ist sogar durch seinen Besuch schon so gut wie besprochen. Jobst und ich, wir haben uns immer verstanden, er wird so freundlich sein, unser Mahl mit uns zu theilen."

Jobst fiel ein Stein vom Herzen, aber seiner Verlegenheit gegen den jungen Oppenstein Herr zu werden, vermochte er nicht. Der alte Baron hatte ihm erzählt, daß das Majorat dereinst auf seines Vettters Sohn Albert übergehen werde; er sah also dem Erben desselben gegenüber, der ihn wohl kaum wie einen wirklichen Verwandten betrachtete, während auch er selbst seit seiner Trennung von Bettina sich nicht mehr für einen solchen hielt. Würde dieser schon von seinem ehelichen Unglück? Peinlich wäre es für ihn gewesen, die Sache zu berühren.

Dagobert wußte inzwischen seine beiden Gäste durch seine Heiterkeit zu unterhalten; selbst Jobst hatte, als der Abend vorgeschritten, seine Verstimmung schon überwunden, als der Bursche des Herrn von Oppenstein mit einer Depesche hereintrat.

Der Letztere öffnete dieselbe und blickte anfangs starr, leichenblau, dann in jähem Farbenwechsel mit glühend rothem Gesicht auf das Papier.

"Guido von Oppenstein, der Majorats Herr, ist gestern Abend plötzlich gestorben!" brachte er heraus. "Ich muß sofort den Obersten suchen und um Urlaub einkommen!" Damit sprang er auf.

Auch Walbeck erblaute. Oppenstein todt!

"Kondolire und gratulire! Der Majorats Herr ist todt, es lebe der Majorats Herr!" rief Dagobert feierlich komisch, sein Glas erhebend. . . "Aber ich vergaß; verzeih, Vetter, es ist ja Dein Schwiegervater!"

"Er todt! So ist sie verloren!" murmelte Jobst, mit noch blutleerem Gesicht vor sich hinstarrend.

"Sie verzeihen," rief der junge Oppenstein, den Säbel umschnallend. Auch Sie kehren auf diese Depesche, die gewiß Ihnen ebenfalls nachgeeilte, noch heute wahrscheinlich zurück? Wir reisen zusammen! Der Zug geht um Mitternacht! Leb' wohl, Dagobert!"

Walbeck nickte zerstreut und trat an das Fenster, um seine Erregtheit zu verbergen.

"Aber Du bleibst unserem Regimente treu?" fragte Dagobert, seine Hand festhaltend.

"Bis zum letzten Athemzug!" Er stürmte hinaus.

"Ich begreife, Vetter, daß diese Nachricht Dir sehr zum Herzen geht!" Dagobert legte Jobst die Hand auf die Schulter. "Aber tröste Dich, der alte Oppenstein soll viel Geld zusammengetragen haben, sein Privatvermögen muß ein ganz enormes sein!"

Jobst schüttelte ablehnend den Kopf.

"Du scheinst noch nicht zu wissen! Ich bin bereits getrennt von meiner Frau! Die Scheidung ist eingeleitet."

Dagobert nahm das sprachlos hin. Seines Vettters Ton war so ernst und schwer, daß er glauben mußte.

"Ich wäre nicht gezwungen gewesen, im Interesse der Meinigen an Deine Großmuth zu appelliren, verdanke ich dieser unseligen Heirath auch nur die geringste Verbesserung meiner Umstände! Laß mich kurz sein, Vetter!" Jobst ergriff seine Hand. "Das Gut, das Du erstritten, ist Dein, aber wir sind arm jetzt, ich habe meinen Abschied bereits erbeten, weil mir im Civildienst bessere Aussichten winken; mein Bruder wird sich gezwungen sehen, das theure Kavallerieregiment wieder zu verlassen, in das ihn der Ehrgeiz seiner reichsgräflichen Gattin gedrängt, und meine Mutter sieht sich durch die richterliche Entscheidung mit Schulden beladen, denen sie niemals wird gerecht werden können."

"Aber Vetter!" Dagobert lachte. "Mach' Dir darum keinen Kummer! Ich spreche noch heute mit meinem Mandatar! Um Deinetwillen Alles, wenn euch damit geholfen sein kann! Aber jetzt sei nicht böse; wenn Du den Nachzug benutzen willst, so muß ich Dich zur Bahn begleiten. Unterwegs erzählst Du mir, wie das Alles gekommen."

"Ich will ihm die letzte Ehre erweisen, um der Welt willen! . . . Habe Du Dank für Deinen Edel-muth; Du rettetest die Ehre meiner Familie. Wie sich mein Bruder mit seinen Verhältnissen abfinden wird, ist seine Sache. . ."

*

Jobst, als er in der Nacht seine Wohnung wieder erreichte, fand in derselben die Anzeige, die auch ihm der Arzt, der einzige nähere Freund des Oppenstein'schen Hauses, gemacht.

Am frühen Morgen kam wieder ein Billet von dem Doktor. Die junge Frau habe sich in ihre Zimmer eingeschlossen und erklärt, sie sei nicht im Stande, den Todten zu sehen, und bei dem Begräbniß zu sein verbiete ihr ja die Sitte; sie sei also für Niemand vorhanden, und so sei denn kein Angehöriger da; er betrachte ihn noch als solchen, so lange die Scheidung nicht ausgesprochen; er möge eiligst sich einfinden, denn er habe ihm noch sonstige wichtige Mittheilungen zu machen.

"Der Arzt weiß nicht, daß der Majoratserbe mit mir eingetroffen! Ich kann nur an seiner Seite das Haus betreten, selbst wenn sie unsichtbar."

Jobst fand den jungen Oppenstein schon im Begriff, das Sterbehaus aufzusuchen. Nicht ohne ein Gefühl der Beschämung gestand er ihm, was Gundlach ihm über Bettina gemeldet. Sein Herz krampfte sich zusammen, als er mit dem Erben von dem Diener in den großen Salon geführt wurde.

Doktor Gundlach war bereits eingetroffen, begrüßte ihn mit sichtbarerer Erregtheit, schilderte ihm empört die Veranlassung dieses so plötzlichen Todes und setzte hinzu, er erwarte einen Beamten der Kriminalpolizei.

Walbeck erschraf.

"Und wer ist dieses Mädchen, dem die Pflege des Kranken anvertraut wurde?" fragte er.

"Was weiß ich! Irgend eine Bekanntschaft der

jungen Frau, die allerdings einer Erholung bedurft haben mag, denn sie war leidend, ich sah es, wenn ich auch ihr nervöses Abschließen nicht billigen kann; eine gewisse Goldmann, so nannte sie der Diener; ihre Eltern sollen hier früher im Hause gewohnt haben und nicht im besten Rufe stehen."

"Goldmann! Und wo ist sie?"

"Der Diener hat ihr auf mein Geheiß das Verlassen der Wohnung verboten. Sie soll sich auch rechtfertigen, wohin das Portefeuille gestern Abend vom Nachttisch verschwunden."

Jobst versummte anfangs vor einer Beschuldigung wie dieser.

"Darf ich die Dame sehen?" fragte er dann schnell. "Ich bitte Sie, mich zu ihr zu führen," wandte er sich an den in der Thür stehenden Diener.

"Nennen Sie ihr meinen Namen . . ."

Albert von Oppenstein kehrte eben aus dem Sterbezimmer zurück, als Lola, von dem Diener gefolgt, mit rothgeweinten Augen und um Hilfe stehend erhobenen Händen eintrat. Vor dem jungen Dragonerosoffizier erschreckend, hielt sie inne und wandte sich zurück, ihr Antlitz im Taschentuch verbergend. Jobst zog sie in den Hintergrund des Salons in eine Fensternische.

"Herr von Walbeck, ich beschwöre Sie, retten Sie mich aus einer Lage, der ich den Tod vorziehe!" bat sie hier, die Hände faltend und ihn mit ihren von vielem Weinen glanzlosen Augen ansehend. Und dann, mit plötzlich vor dem Gedanken erdühender Stirn, ihm die ganze Wahrheit sagen zu müssen, gestand sie ihm, wie sie, noch krank hier angelangt, vor der ungerechten Mißhandlung ihres Bruders fliehend, zu Bettina gekommen, und was diese von ihr begehrt.

"Und das Aergste," setzte sie hinzu, "der Diener des Barons bezeichnet mich als die Diebin, die ein Portefeuille vom Tisch desselben genommen, als er gestorben! Ich habe wohl Gott und meine arme Mutter für manche Thorheit um Verzeihung zu bitten, die ich aus Unverstand und Troß beging," fuhr sie schluchzend fort, "aber bin ich auch durch das Schicksal meiner Familie ärmer geworden als eine Bettlerin, ich würde eher diese Hand verbrennen, als daß ich im Stande wäre, sie nach fremdem Eigenthum auszustrecken! Dieses Briestäschchen, Herr von Walbeck, gab mir gestern Bettina, aber Gott behüte mich, von ihr noch etwas anzunehmen, nachdem . . . Ich will sie ja nicht anklagen," schloß sie mit sinkender Stimme, "dieses Geld aber würde mir Unglück bringen; ich will es nicht!"

Jobst hatte mit innigster Theilnahme das Mädchen angehört; er nahm zögernd die Briestafche.

"Fassen Sie sich!" bat er, dabei ihre Hand in der feinigsten behaltend und heimlich erschreckend über das, was er als den Ausdruck ungefälchter Wahrheit aus dem Munde dieses Mädchens vernehmen mußte. "Ich schütze Sie vor jeder Unbill!" Sich in den Saal wendend, um seine Bestürzung zu verdecken, sah er eben den Diener mit einem Herrn eintreten, dem der Doktor geschäftig entgegentrat.

Jobst hielt argwöhnisch inne, Gundlach beobachtend,

wie er auf Lola deutete, dann dem Fremden folgte, während dieser sich ihm höflich näherte.

"Ich komme im Auftrage der Kriminalpolizei," hörte er sich anreden. "Herr Doktor Gundlach hegt den Verdacht einer fahrlässigen Tödtung, und der Diener dort meldete heute bei Tagesanbruch die Entwendung einer werthvollen Briestafche."

Jobst suchte nach den richtigen Worten. Wie zum Schutz vor Lola stehend, erwiderte er:

"Was diesen Verdacht betrifft, dürfte eine kurze Unterhaltung mit dem Doktor die Umstände vielleicht in milderem Lichte erscheinen lassen; ich bitte also seine Meldung mit Vorsicht anzunehmen; ist hier aber ein Diebstahl begangen, so bitte ich, sich lieber der Person Dessen zu versichern, der ihn gemeldet, und den Diener da zunächst zu verhaften. Mein Name ist Jobst von Walbeck; ich bürgte für die Ehrenhaftigkeit dieser Dame und werfe den Verdacht auf den Diener da zurück, der jedenfalls Gelegenheit gehabt, allein und ungestört im Sterbezimmer zu sein."

"Sie vertreten diesen Verdacht, Herr von Walbeck?" fragte der Beamte.

"Wie ich sagte!"

Bleich und starr, regungslos vor Schreck stand der Diener da, als der Kommissär zur Thür schritt, diese öffnete, einen Unterbeamten hereinwinkte, den Lakaien ihm übergab und mit hinaustrat, um der Verhaftung die nöthigen Recherchen folgen zu lassen.

Jobst nahm inzwischen den Doktor beiseite. Bettina war noch sein Weib; nicht ohne ein demüthigendes Gefühl gab er Gundlach die von Lola erhaltene Aufklärung, daß nur die Angst und Verwirrung der Frauen zu einem Mißgriff geführt haben könne. Dann den jungen, in der andern Fensternische stehenden Oppenstein suchend, führte er ihn zu Lola, diese ihm vorstellend.

"Die junge Dame hier war's, die aus Gefälligkeit während der letzten Stunden des Dahingeshiedenen am Sterbebette wachte; es ist ihr leider schlecht gedankt worden," sagte er, des Mädchens trostlose Stimmung mittheilsvoll beobachtend. "Aber gönnen Sie sich einige Ruhe, mein Fräulein," bat er.

"Ich möchte fort von hier!" flüsterte sie, die thränenschweren Augen vor Oppenstein senkend, tief beschämt durch die Vorstellung, daß auch er gehört haben könne.

"Ich stehe Ihnen zu Diensten!" Jobst selbst war verwirrt, während der junge Majoratsherr mit seiner phlegmatischen Ruhe theilnehmend auf das Mädchen blickte. "Sie haben ein Zimmer hier, in welchem ich Sie abholen könnte, sobald . . ."

Lola nickte unruhig, das Antlitz im Taschentuch bergend. Jobst bot ihr den Arm und geleitete sie zur Thür.

"Ich selbst führe Sie hinaus," beruhigte er sie und kehrte dann zu Oppenstein zurück.

Doktor Gundlach trat eben wieder ein, ihm zu melden, daß er die Gerichtsbeamten erwarte; seine Praxis rufe ihn fort, er bitte die Herren, so lange hier zu verweilen; im Sterbezimmer sei Alles in Thätigkeit.

Albert von Oppenstein ließ sich geduldig auf einen Sessel nieder, Jobst schritt unruhig auf und ab.

„Ein hübsches Mädchen, dieses Fräulein . . . wie war der Name?“ fragte Oppenstein.

„Goldmann! Sie ist recht bedauernswerth. Ich beschäftige ihren Bruder, einen ganzen talentvollen jungen Mann. Durch ihn kenne ich die unglückliche Lage dieser Familie. Des Mädchens Bekanntschaft machte ich auf der Reise unter recht . . . eigenthümlichen Umständen.“ Jobst verjagte die unangenehme Erinnerung. „Könnst' ich etwas für sie thun! . . . Aber Sie, Kamerad! Wie wäre es . . . Sie begreifen, wenn mich hier an dieser Stätte, an der ich mein Glück erbauen zu können wähnte . . .“ Er blickte umher, schloß die Augen, um nicht an sein Mißgeschick gemahnt zu werden, schaute dann wie erwachend furchtlos auf die Thüre, als könne sie ihm erscheinen, sprang auf und schritt wieder hin und her. „Ich wollte, sie kämen!“ murmelte er ungeduldig. „Was thue ich hier, wo ich nichts zu suchen habe!“ Er stand wieder vor Oppenstein und rieb sich die Stirn. „Was ich Ihnen sagen wollte! . . . Wenn ich's nur selber wüßte! . . . Dieses junge Mädchen, es verdient, daß man ihm helfe! Sie könnten es, Herr Kamerad! Sie haben fortan über Millionen zu gebieten; ein schöner Gedanke, der einer schönen That würdig wäre!“

„Ich denke, sie zu thun und zunächst meine Schulden zu bezahlen,“ sagte Oppenstein lächelnd.

„Sie bringen mich auf eine Idee! Wollen Sie eine gute Handlung üben?“

Albert von Oppenstein erhob sich mit seiner lang aufgeschossenen Gestalt, in der trägen Haltung der Kavallerieoffiziere stand er vor Jobst, die Hände auf den Säbel gestützt und diesen mit seinen schwermüthigen Augen und einem melancholischen Lächeln anschauend.

„Verfügen Sie über meinen guten Willen und allenfalls über meinen Kredit.“

„Decken Sie die Schulden, mit deren Zurücklassung ein gewissenloser Vater den Seinigen durchgebrannt, eine Wittve und zwei Kinder in Schmach und Schande zurücklassend. Das wäre eine That, die Ihnen Gott und die armen Verwaisten lohnen würden.“

„Sehr gern! Aber werde ich es können?“

„So viel mir der Sohn sagte, werden dreißig- bis vierzigtausend Thaler . . .“

„Meine eigenen Gläubiger würden mich für einen Verschwenker halten!“

„Sie sind der reiche Majoratsherr . . . Sagen Sie ja! Das Uebrige wird sich finden!“

Oppenstein schüttelte über sich und diesen Vorschlag lächelnd den Kopf.

„Gut denn! Sagen Sie der jungen Dame, sie solle nicht mehr weinen, ich könne keine Thränen in einem Frauenauge sehen. Was ich vermag, es soll geschehen.“

„Ich darf ihr also die Nachricht bringen, daß der lebenswürdige junge Majoratsherr diese Thränen zu trocknen bereit?“

„Ja! Wenn Sie mir zur Hand bleiben wollen, denn ich bin in Geschäftssachen zu unbeholfen.“

Jobst ging, um Lola die freudige Nachricht zu bringen. Oppenstein trat hinüber in den großen Salon und blickte mit Interesse umher. Er hatte zu dem Verstorbenen in keinerlei persönlicher Beziehung gestanden und an nichts weniger als an den frühen Tod desselben gedacht. Er stand also hier auf ihm ganz fremdem Boden und schaute mit Respekt auf die beiden großen Brustbilder, die, von Meisterhand gemalt, an der Hauptwand des Salons hingen — das Guido's von Oppenstein und seiner Gattin Eleonore.

Näher herantretend, sah er unter den beiden Bildern den genial gemalten Kopf eines jungen Mädchens, dessen in wunderbarem Glanz leuchtendes Haar und mit frappirender Plastik aus dem Rahmen schauendes jugendfrisches Antlitz ihn mächtig anzog.

„Die schöne Adoptivtochter, von der man mir so viel erzählt!“ In den Anblick des schönen Kopfes versunken stand er vor dem Bilde, die Weiden da über ihm vergessend. „Bei Gott, ein Gesicht von unwiderstehbarem Zauber! Diese geheimnißvoll dunklen, blühenden Augen! Man könnte sie aphroditisch nennen, wenn sie nicht etwas Gebietendes von der Juno hätte, auf die auch diese weißen, geschwungenen Schultern deuten! Diese saftigen, verlangenden Lippen, diese beiden neckischen Schönheitsflecken an Schläfe und Wange und . . . Mir ist, als habe ich diese Züge schon einmal an dem Kopf einer Delila gesehen . . . Ein Mann, der von diesem Weibe geliebt wird, muß namenlos glücklich sein, wenn es ihn nicht noch namenloser unglücklich macht . . . Und Kamerad Walbeck erträgt doch diese Trennung von ihr mit einer äußeren Philosophie, die mir Achtung einflößt . . . Er kommt!“ Gestört im Anschauen, wandte er sich. „Auch sie kommt! Mir scheint, ich habe heute zum ersten Mal ein Weib glücklich gemacht!“

Lola schritt an Walbeck's Seite mit gesenkten Augen auf ihn zu. Mit demselben Interesse wie vorhin blickte er auf die jugendlich graziose Gestalt und sah mit Befriedigung das vorhin so von Schmerz getrübt Antlitz vom Sonnenglanz freudiger Hoffnung belebt.

„Fräulein Goldmann wünscht Ihnen selbst ihren Dank zu bringen!“ sagte Jobst neben ihr stehend.

„Für den meinem dankbaren Herzen leider die Worte fehlen, Herr von Oppenstein!“ setzte Lola, ohne aufzuschauen, hinzu. „Das Schicksal, als es so plötzlich und so zerschmetternd über uns kam, fand mich leider nicht der Aufgabe gewachsen, die es mir zugetheilt . . .“

„Mein Fräulein, das pflegen wir Alle nicht zu sein,“ unterbrach sie Oppenstein in seiner verbindlichen Weise. „Das Schicksal, wenn es über uns kommt, wird in der Regel kaum einen fertigen Menschen finden, und ich meinerseits bin der Letzte, der über Andere zu richten befugt wäre. Sehen Sie,“ er nahm Lola's Hand, „gestern, als ich Kamerad Walbeck in meiner Garnison kennen lernte, kam auch ich mir vor wie Saul, der ausging, um seines Vaters Gelein zu suchen, und ein Königreich fand. Ich war am Morgen ausgegangen, einen meiner schlimmsten Bedränger um Stundung zu

bitten, und kehrte als Besitzer eines der größten Majorate in meine Wohnung zurück. Was Sie betrifft, sollen Sie mir später erst danken, wenn ich wirklich im Stande gewesen sein werde, Ihnen nützlich zu sein, und zwar durch einen freundlichen, herzlichen Blick aus Ihren Augen, den ich auch heute schon acceptire!" Er führte Lola's Hand an seine Lippen. "Gestatten Sie mir, Sie aufzusuchen, wenn Sie wieder froh sind! Unser gemeinschaftlicher Freund Walbeck wird mir ja hiezu Gelegenheit geben."

Mit derselben Herzlichkeit schaute er ihr in die Augen, als sie diese, von Thränen feucht, zu ihm aufhob, und gab dann Walbeck einen Wink, das Mädchen nicht länger zu quälen.

"Ich bitte Sie, Herr von Walbeck," flüsterte Lola diesem zu, "führen Sie mich jetzt zu meiner Mutter... und aus diesem Hause, vor dem mir graut!"

Walbeck's Blick hatte durch Zufall Bettina's Bild gestreift. Sich abwendend, reichte er zerstreut Oppenstein die Hand, um Lola zu folgen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

So hatte denn ein verhängnißvoller Irrthum auch die Veranlassung sein müssen, daß Baron Guido von Oppenstein, der reiche Majoratsherr, hinübergegangen in das Reich der idealen Ewigkeit.

Als Bettina ihn verlassen, hatte er mit Höflichkeit die Arznei genommen, die ihm die kleine, zierliche Hand des hübschen Mädchens gereicht. Er hatte ihr dankend mit dem Kopf genickt und sich dann zurück auf das Kissen gelegt.

Er empfand eine Steigerung der Schmerzen darnach, aber er klagte mit keinem Laut; er war zu sehr Kavaliere, als daß er die wohlwollende Dienstleistung der jungen Dame durch Klagen vergolten hätte.

Seine Schmerzen verheimlichend, trotz derselben lauschend auf jedes leise Geräusch von Lola's Kleidung, lag er, bis wiederum die schlankte Mädchengestalt sich über ihn beugte und ihm den Löffel reichte.

Und wieder hob er sich. Aber er war keines Zeichens des Dankes mehr fähig und sank unter heftigeren Schmerzen zurück, um den Krampf in seinen Gesichtsnerven zu verbergen.

Als sie zum dritten Mal erschien, war er unfähig, sich zu erheben; er lehnte artig ab mit einer matten Bewegung der auf der Decke liegenden Hand. Und als sie vor ihm stehen blieb, erwartend, daß er die Arznei nehmen werde, als er fühlte, daß der Tod seine Glieder durchschlich, wandte er sich als Mann von Tact gegen die Wand und starb ohne einen Laut.

Lola wartete vergebens. Als er so still dalag, beugte sie sich über ihn, um ihn durch leises Bitten zu bewegen. Sie fuhr entsetzt zurück, denn sie hatte in die schon verglasten Augen eines Todten geschaut.

Der Schrei, mit welchem sie davontürzte, rief den Diener herein, der eben den Arzt draußen am Ende des langen Korridors empfing.

Doktor Gundlach fand, daß er zu spät gekommen, und drückte dem Armen die Augen zu. Er sah den Löffel und die verschüttete Arznei auf dem Bett,

blickte erschreckt zum Nachttisch und überhäufte den Diener mit Vorwürfen. Als dieser alle Verantwortung von sich wies, eilte er zu Bettina. Der Diener folgte ihm erst, als es ihm unheimlich ward, so allein bei der Leiche zu sein.

Als der Doktor in höchster Entrüstung das Haus verlassen, saßen der Leibdiener und der Hausdiener, jeder in einer Ecke, bei zwei brennenden Armleuchtern in dem Sterbezimmer.

"Wann wird er begraben werden?" fragte der Leßtere.

"Er wird in der katholischen Kirche erst beigelegt; so hat er es immer gewünscht."

"Morgen?"

"Wenn es so weit sein wird."

Beide schwiegen wohl eine Viertelstunde. Dann schaute der Leibdiener den Andern mit einem Blick an, den dieser in stummem Einverständnis erwiderte.

Der Leibdiener blickte um sich, erhob sich, ging im Zimmer umher, steckte den silbernen Löffel ein und schaute nach Anderem umher, das er zu sich steckte. Dann nahm er den einen Leuchter und trat in das Arbeitszimmer.

Der Hausdiener schaute, als Jener fort, im Zimmer umher, öffnete einige Schubladen und steckte zu sich, was er für werthvoll hielt; dann nahm er den andern Armleuchter und verschwand in den Salon. Sie hatten noch die ganze Nacht vor sich.

*

Als die Leiche des Majoratsherrn, der, ohne die Wohlthat des Sacraments gestorben, in der katholischen Kirche beigelegt war, stieg auch der Nefte, dessen Linie protestantisch, die Stufen derselben hinauf und trat unter die wenigen Freunde, welche, desselben Glaubens wie der Verstorbene, ihre Hand in das Becken tauchten, den Sarg mit den geweihten Tropfen besprengten und ihre vor der Kirche haltenden Equipagen wieder suchten.

Der junge Krieger verstand sich wenig auf's Beten; er faltete die Hände an dem Sarge und schaute andächtig vor sich nieder. Als er das Haupt wieder erhob, rauschte eine schwarze, tief verschleierte Gestalt über die Fliesen und trat auf die andere Seite des Katafalks.

Albert's andächtige Stimmung war unterbrochen. Er schaute hin, wie sie, das Antlitz gesenkt, dastand, die Lippen bewegte, dann sich wieder abwandte und zur Kirche hinausschritt.

Die ganze Erscheinung war ihm wie eine dunkle, flüchtige Vision. Sie war jung, davon zeugte die hohe, schlankte Gestalt und ihre Elastizität, das bewußte Auftreten der zierlichen Füße; er hatte durch den Schleier nur ein weißes Antlitz entdecken können, dessen halb geschlossene Augen so dunkel beschattet waren. Von ahnungsvollem Interesse getrieben, folgte er.

Die Verschleierte schritt die Reihe der Equipagen entlang, bestieg einen abseits haltenden geschlossenen Wagen und fuhr davon.

Langsam bewegte sich bald darauf der Zug zum Friedhof, wo der Baron, der nicht in der Familiengruft auf dem Hauptgut der Oppensteine, sondern

neben seiner Eleonore zu ruhen gewünscht, sich seine letzte Stätte in carrarischem Marmor hatte errichten lassen.

Der Priester sprach eine kurze Rede, von der Albert kaum einige Worte unterschied, und die Leidtragenden verließen den Friedhof wieder.

Vor dem Ausgang desselben, als Albert seinen Wagen besteigen wollte, grüßte ihn ein älterer Herr, der sich ihm als Doktor Ebert, den vieljährigen Sachwalter des Verstorbenen, vorstellte. Albert lud ihn ein, in seinem Wagen zur Stadt zurückzufahren.

„Sie sahen die schwarze Verschleierte in der Kirche, Herr Baron?“ fragte Ebert auf der Rückfahrt. „Ich bemerkte, mit welchem Interesse Sie dieselbe verfolgten. Sie kennen Ihre Cousine vermuthlich nicht?“

„So war sie es also! Ich hatte in der That keine Gelegenheit . . . Man sagte mir, sie sei nach dem Tode meines Oheims aus dem Hause verschwunden.“

„Sie war gestern bei mir, um mich mit dem Verkauf der Hinterlassenschaft zu beauftragen. Ich vermuthete, sie werde sich auf das Besitztum am Rhein zurückziehen, sie gab mir indeß eine Adresse in Wien . . . Es ist wohl kaum je eine sinnlosere Ehe geschlossen worden als die ihrige; der arme Walbeck war wie der Verstorbene nur ein Spielball dieses leidenschaftlichen Weibes.“

„Leider sind mir die Verhältnisse dieser Familie ganz fremd gewesen.“

„Am besten vielleicht so! Mein Bureau war gewissermaßen das Guckloch des Vorhangs, durch welches ich in dieselben schaute . . . Sie gestatten mir, Ihnen meine Dienste zu offeriren?“

„Ich nehme sie gern an; aber verkleben wir das Guckloch!“ lachte Albert.

„Doch nicht früher, als bis es Ihnen gebient hat, einen Blick in gewisse, das Majorat betreffende Verhältnisse zu thun!“ Und liebedienerisch setzte Ebert hinzu: „Der Verstorbene war der beste, edelste Mensch, aber er kümmerte sich nie um die Güter, denn er verstand nichts von der Oekonomie. Er dürfte deshalb aber doch mit seinem hinterlassenen großen Privatvermögen verantwortlich sein für gewisse von ihm nicht beachtete, das Fideikommiß schmälernde Veräußerungen seiner Verwalter, denen immer nur daran lag, ihm große Erträge abzuliefern und zwar auf Kosten seines Nachfolgers.“

„Ich bin nicht habfüchtig, lieber Doktor!“

„Vielleicht beliebt es Ihnen, mich in mein Bureau zu begleiten, und mir, als Ihrem Sachwalter, für alle Fälle die nöthige Vollmacht . . .“

„Sehr gern, ich begleite Sie dahin.“

Dreißigstes Kapitel.

Eines Morgens wurde Frau von Ertel bei der Toilette durch einen überraschenden Besuch gestört, dem sie mit offenen Armen entgegensteuerte.

„Bettina, Du hier? Welch' eine Freude! Und Du kommst . . .“

„Allein! Ich bin frei . . . wenigstens moralisch frei!“ Bettina war noch in Reifselbibern und sehr erregt.

„Moralisch frei? Wie verstehe ich das?“

„Ich bin in Scheidung mit . . .“

„Ah so . . . Freilich, es sollte mich nicht Wunder nehmen! Du warst ja nicht glücklich in dieser kurzen Ehe. Und was führte Dich zu uns!“

„Ich wollte Dich sehen, Pauline!“

Frau von Ertel biß sich auf die Unterlippe.

„Wirklich? . . . Wie lieb das von Dir ist! Aber gestatte mir, in aller Eile mich fertig zu machen, dann stehe ich zu Deiner Verfügung . . . Also frei! Wer das von sich sagen könnte! Ich muß mit meinem Alten schon auszukommen suchen!“

„Auch meine Pflegeeltern sind gestorben.“

„Aber das ist ja eine ganze Tragödie!“ Frau von Ertel ließ die Hände im Schooß ruhen. „Und Du trägst nicht einmal Schwarz!“

„Ich hasse diese Aeußerlichkeiten!“

„Freilich . . . Auf der Reise! Man würde Dich für eine trauernde junge Wittve halten, was allerdings doppelt interessant macht . . . Man hat recht bedauert, daß Du uns so schnell hier entrisen wurdest! Gib Acht, Du hast hier viel Unglück unter den Herren angerichtet. Uebrigens vergaß ich, daß ich Dir zürnen mußte. Du warst nicht aufrichtig gegen mich. Wir hatten doch früher keine Geheimnisse für einander. Die zwei Jahre, die ich älter bin als Du, sollten auch jetzt nicht zwischen uns liegen.“

Bettina's Antlitz färbte sich hoch.

„Ich will Dir ja keinen Vorwurf machen im ersten Augenblick unseres Wiedersehens; aber sei vorsichtig! Der Bewußte gehört uns Allen; es ist kaum Eine, die nicht das Recht zu haben glaubte, ihn verehren zu können! Sie würden Dich gesteinigt haben, hätten sie erfahren, was ich jetzt durch die Wachsamkeit meines Dieners weiß, und die schöne Ruffin würde Dich vergiften, Aermste, wenn sie erführe . . .“

Bettina wagte nicht zu leugnen; wußte ihre Freundin schon, so erparte ihr dieß ein Geständniß.

„Diese Ruffin, ich schrieb Dir ja noch von ihr, ist eine seltsam geheimnißvolle Person, die aller Neugier spottet. Nur so viel hat man erfahren, daß sie aus dem asiatischen Rußland, unermeslich reich und ebenso schön ist. Sie soll Alles aufgebieten haben, um Balsado dem öffentlichen Auftreten zu entziehen, aber er bleibt seiner Kunst getren . . . Und nun kommst Du noch, Bettina! Was soll aus dem armen Menschen werden! Zwei schöne Frauen, die um ihn ringen werden! Und auch Du wirst reich, sehr reich geworden sein; nicht wahr? Du sagtest mir, Du seiest die Erbin Deiner Pflegeeltern.“

Bettina, der jedes Wort im Ohr gehalten, nickte bleich und schweigend. Inzwischen überwand sie ihre Verlegenheit, als Pauline von Ertel sich vor sie stellte und sie mit einem Lächeln der Ueberlegenheit anschaute.

„Bettina!“ rief die lebhafteste junge Frau, die selbst zu klug, um zu sündigen, doch in der Thorheit der Anderen ihre Unterhaltung fand. „Ich blicke in die tiefste Falte Deines Herzens hinein und bereue, durch meinen Brief noch die Flamme in ein schon brennendes Haus geschleudert zu haben! Ich begehre

gar kein Bekenntniß von Dir, denn ich lese es in Deinen Augen! Fühlst Du Dich kräftig genug, Du, die noch nicht in der Welt gelebt hat, um Dich in einen Strudel zu stürzen, der Dich verschlingen kann? Ich errathe es, Du kamst nur um Balsado's willen! Du bittest, beschwörst mich jetzt: „Hilf mir ihn sehen! Mein Herz brennt nach ihm“ . . . Sag, hab' ich Dich errathen?“

Bettina erhob sich stürmisch. Sie schlang die Arme um die Freundin und barg ihr Antlitz auf deren Schulter. Pauline schob sie lachend von sich.

„Du sahst ihn bereits?“

„Nein! Ich erfuhr seine Adresse im Hotel; ich schrieb ihm, bat ihn . . . verzeih' mir, Pauline . . . mich hier bei Dir zu sehen!“

„Hier? Und wann?“

„An diesem Morgen noch!“

Die Sache schien Pauline nicht zu gefallen.

„Es wird mir schwer, Dir etwas abzuschlagen; aber wenn es nicht zu Deinem Glück führt, wirst Du mich mit verantwortlich machen! Er ist ohne Zweifel Deine erste Liebe; seine Erscheinung hat Dich geblendet; der Ruhm eines Mannes ist für uns Frauen immer eine Gottheit, vor der wir so bereitwillig niederknien, und wir sehen zu spät, daß unser Gott auch nur ein Blendwerk sterblicher Schwächen . . . Warum nahnst Du denn diesen Walbeck?“

„Weil ich nur über ihn hinweg zu meinem Gott aufsteigen konnte.“

Pauline sah mit Lächeln Bettina's Ekstase.

„Du sagtest, Du seist frei und unabhängig! Du bist Walbeck keine Rücksicht schuldig?“

„Ich führe nicht einmal seinen Namen mehr. Ich bin wie damals hier nur Frau von Oppenstein.“

Pauline überlegte.

„Ich beabsichtige, einige Kommissionen . . . Mein Anhold ist bereits zur Börse . . . Aber euch allein lassen? . . . Ich müßte vorher meinen Diener fortschicken, der euch damals gesehen und mir verrathen hat . . . Kommt, wir sprechen darüber. Aber noch Eins:bürde mir nie die Schuld auf, wenn . . .“

Bettina umarmte und küßte sie. Beide schritten in das Voudoir der Wirthin.

„Meiner Jungfer gegenüber vergebe ich mir allerdings nichts,“ überlegte die Letztere hier. „Ortel hat nichts dagegen, wenn ich in seiner Abwesenheit die Herren unserer Bekanntschaft empfangen, und Balsado scheint ihm der Ungefährlichste, weil er zu viel begehrt wird, aber . . . Nun, meininetwegen denn! Ich werde sehen, wie ich die Sache am klügsten arrangire!“

*

Eine Stunde fast sah Bettina allein in unerträglicher Spannung, bis Balsado in dem Halbdunkel des von schweren Vorhängen beschatteten kleinen Salons erschien.

„Camill!“ Mit dem aus dem Herzen aufjubelnden Ruf sich aus der Couleuse erhebend, in der sie schon gegrollt, eilte sie ihm entgegen, hielt aber betroffen inne, denn sie blickte in ein ernstes, strenges Antlitz, in dessen großen dunklen Augen sie Vorwurf und Mißbilligung las.

„Sie hier, Baronin von Walbeck?“ rief er, ihr

mit Zögern die Hand versagend, in perfektem Deutsch, dem seine lateinische Zunge einen eigenthümlich melodischen Klang verlieh.

Bettina's Antlitz, bei seinem Eintreten von hoher Röthe übergossen, entfärbte sich, ihre Hände, nach ihm ausgestreckt, sanken herab, ihre Augenlider senkten sich, ihr Herzschlag stockte. Wie viel tausend Male hatte sie wachend und träumend an die Wonne dieses einen, endlich erkämpften Momentes gedacht, und er stand da ihr gegenüber, kalt, regungslos, seine mächtigen Augen ruhten auf ihr so empfindungslos, seine Stimme klang so streng, sein Antlitz war so bleich und starr, daß es sie durchschauderte. Und wie er diesen Namen aussprach, den er von ihren Lippen doch nie gehört! Etwa wie der Richter den eines Schuldigen aufruft.

Sekunden verstrichen, ehe sie ihre Fassung errang und wieder zu ihm aufzuschauen vermochte.

„Camill,“ flüsterte sie, die Hände faltend, „nicht die Du soeben nanntest steht ja vor Dir . . . Bettina, die nur an Dich gedacht, die nur für Dich zu leben vermag, die Dir auf ihren Knien zu schwören bereit, daß Du allein . . . nur Du der Inhalt ihres Lebens bist! Vergiß, wenn Du vernommen, was mit Deiner armen Bettina geschehen, sie hat muthig gegen Alles gekämpft, und daß sie hier vor Dir steht, daß sie zu Dir geeilt, als es ihr gelungen, die Fesseln zu brechen, in die man sie geschlagen, danke es nicht mit diesem kalten Blick! Ich hielt, was ich Dir geschworen; ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß, was auch mit mir geschehen, nur Du der Abgott meines Herzens, meiner Gedanken, meines Sehnsens warst . . . O, bedarf es denn dieser Beteuerung, Camill, daß ich nicht sein kann ohne Dich, daß ich, nur um Dir zu gehören, diese Kämpfe bestand! Nenne mich nicht mit diesem Namen, den ich verabscheue! Ich habe ihn selbst diese kurze Frist, die mich von Dir trennte — eine Ewigkeit für mich! — nur tragen müssen, bis es mir gelang, mich frei zu machen; und frei stehe ich vor Dir, Camill; ich schwöre Dir, daß es keinen andern Gebieter gibt über dieses Herz und diese Hand außer Dir, und hier zu Deinen Füßen will ich Dich ansehen: vergib mir, was Andere an mir Armen gethan!“

Ehe Balsado sie zu hindern vermochte, lag sie vor ihm, sie umschlang seine Kniee und schaute mit verklärten, in Thränen gebadeten Augen zu ihm auf.

Kein Männerherz hätte vermocht, dieses schöne Weib thatlos zu seinen Füßen zu sehen. Camill schloß für einen Moment die Augen, dann legte er die Hände um ihren Nacken.

„Steh' auf! Was Du thust, ist unwürdig!“ sprach er zwar ernst, aber weicher; und wie sie, die hohe, schöne Frauengestalt, sich jetzt an ihn schmiegte, ihn furchtsam wie ein Kind umschlang, drückte er fast mitleidig einen Kuß auf ihre Stirn. „Was auch geschehen sein mag, Du thatest Unrecht, mir dieß zu verschweigen, als wir uns hier in diesem Hause sahen. Du mahntest mich an die Pflicht meines Herzens, während Du die Deinige schon verrathen hattest . . . Leugne nicht,“ rief er un-muthig, als sie so bethauernd das Auge zu ihm

erhob; „mag es selbst gegen Deinen Willen geschehen sein . . . Du thatest Schlimmeres noch: Du sündigst auch an der Pflicht gegen den Gatten! Du warst unwahr gegen mich, schuldig gegen ihn . . .“

„Nein, nein, nicht schuldig! Sprich das Wort nicht aus! Man zwang mich, ihm zu gehören, man drohte, mich zu verstoßen, man ließ mir die Wahl zwischen Reichthum und Glend, und ich wählte den ersteren, nicht um meinetwillen, für Dich, Camill, der Du mir sagtest, Du seiest arm und der Sklave jenes Mannes, von dem Du abhängig, dem Du so viel zu danken habest . . . Und da gab es für mich keine Wahl mehr; ich gehorchte mit blutendem Herzen, ich ließ mich vor den Altar schleppen, aber nur mit dem Gedanken an Dich, an baldige Erlösung! Ich folgte gezwungen diesem mir verhassten Manne auf der Reise, ich trug seinen Namen, aber ich war ihm nichts . . . ich schwöre Dir mit den heiligsten Eiden: nichts! Ich entfloh ihm damals hier, um an das Sterbebett meiner Pflegemutter zu eilen und diese in ihrer letzten Stunde noch um meine Erlösung zu bitten . . . Gott hatte sie schon erlöst, deren Wille allein mir diese unerträglichen Fesseln aufgeladen; ich athmete auf; ich wartete auf Nachricht von Dir, aber sie kam nicht. Da schied auch er, mein Pfleger-vater, vom Leben, nachdem er sein Versprechen erfüllt, meine Trennung von jenem Manne, den ich nicht wieder gesehen, bei den Gerichten zu verlangen, und mich als einzige Erbin einzusetzen. Und da eilte ich zu Dir, Camill, um Dir zu bieten, was ich habe, denn wir sind reich, Camill! Du sollst diesem fremden Manne nicht mehr dienen, der Dich nach seinem Belieben durch die Welt schleppt; ich will auch Dich erlösen, aber Du sollst mein sein, mein ganz allein, denn . . . verzeih' mir meine Thorheit, ich vermöcht' es nicht, mit anzusehen, wie die Anderen Dich täglich bewundern, verehren, Dich mit ihren Augen besitzen wollen . . . Nein, ich vermöcht' es nicht, ich würde tausend Qualen erleiden . . . Mir allein, nicht wahr, wirst Du gehören!“ bat sie mit so kindlicher Zärtlichkeit, sich mit beiden Armen an ihn hängend. „Ich will Dir ja folgen in Deine Heimat, wo es so schön ist, wo wir zuerst uns sahen, an die schönen Ufer des Meeres! Keine Sorge wird uns drücken, denn wir sind ja reich, und wir werden zufrieden sein in dem schönen, stillen Heim, das wir uns gründen, wenn Niemand ist, der unser Glück uns neiden möchte!“

Camill hatte, seinen Unmuth im Anblick des schönen Weibes vergessend, sie lächelnd angehört. Er entzog sich ihren Armen und führte sie zum Divan. „Höre auch mich an!“ bat er, ihre Hand in der seinigen behaltend. „Die Sphäre, in der Du erzogen wurdest, hat Dich des Künstlers Erdenleben nicht kennen gelehrt, eine Bahn, auf der es nicht Raft noch Umkehr gibt für Den, der sie betreten. Der Ehrgeiz ist der Sporn, der uns in unablässigem Ringen nach dem Ziele vorwärts treibt, während Neid und Mißgunst der Anderen uns täglich das Herz zerfleischen, und was Du an Resultaten, an äußeren Errungenschaften dieses Kampfes siehst, den Beifall der Menge, die Anerkennung des Einzelnen, ist nichts, als ein ermunterndes Almosen für das nach dem

Höchsten ringende Künstlerherz. Ich habe den Kampf mit den Kunstgenossen meiner Zeit aufgenommen, ich kann ihn nicht aufgeben ohne den Schein, als habe ich die Waffe gestreckt, mich besiegt erklärt, und was diesen Mann betrifft, der, mir den Weg ebend, mich begleitet, ich bin ihm Dank schuldig für das, was er für den armen Knaben gethan, als dieser hilflos am Grabe einer in Kummer und Glend früh dahingefunkenen Mutter stand. Vertrauend in die Tragweite meines damals kaum zu übersehenden Talentes opferte er für meine künstlerische Erziehung, was er besaß, ein Kapital, das er auf anderem, weit sichererem Felde hätte fruchtbar machen können; nichts berechtigt mich also, lieblos über ihn zu denken, wenn ich auch oft unmuthig bin und ihn beschwören möchte: laß mich hier ausruben, es ist so schön hier! Es gibt für mich, so lange ich ihm nicht zurückgezahlt, nur eine Schuld gegen ihn, und so viel an mir liegt, will ich sie zahlen auf Heller und Pfennig! Bin ich so lange sein Sklave, ich erkenne seine Rechte über mich an, nicht minder meine Pflichten gegen ihn!“

„So viel an Dir liegt!“ Bettina wiederholte das, vor sich hin sinnend und seine Hand pressend, ihm mit aufstammendem Auge in das seine schauend. Mit der ganzen Glut ihrer begehrenden Seele rief sie: „Wenn Du ihm hörig bist so lange . . . Du sagtest nicht, wie lange; was hindert denn mich, Dir zu folgen, als Dein Weib an Deiner Seite zu sein! O, wenn Du mein bist, unverbrüchlich mein, so wird mich diese Eifersucht nicht quälen, die mir bis jetzt eine so furchtbare Folter gewesen! Dein Triumph wird der meinige sein, und wenn sie mich sehen an Deinem Arm, wird es ein Weib geben, das zu behaupten wagte, Deine Wahl sei Deiner nicht würdig? . . . Du schweigst! Sag' mir, was hindert Dich, was mich, wenn wir uns lieben? Was verbietet mir, Dich wie Dein Schutzgeist zu geleiten, bis uns die Kirche verbinden kann?“

Camill hatte ihr ernst und schweigend zugehört.

„Die Welt!“ antwortete er mit Nachdruck.

„Wo ist die Welt, wenn wir hier und dort sind?“

„Sie ist überall! Laß ab von dieser Idee! Sie ist thöricht, unmöglich!“

Bettina's Antlitz ging plötzlich unter dem Einfluß eines jäh aufsteigenden Gedankens in eine Blässe über, die auch ihn erschreckte. Sie ergriff leidenschaftlich und zitternd seine Hand und zog sie mit Heftigkeit an sich.

„Camill,“ rief sie, „Du bist nicht aufrichtig . . . Wer ist dieses Weib, das Dir folgt wie Dein Schatten, das Dich mit Zärtlichkeit überhäuft! Glaubst Du, die Welt wisse nicht von ihr? Als wir uns in Nizza sahen, war Dein Stern eben im Aufgehen; ich war vielleicht das erste Weib, das Du berauschtest, hinrieffest, ein unerfahrenes Geschöpf, das sich Dir ganz und vertrauend hingab, das Dich zu erkämpfen kein Opfer scheute . . . Nein, kein Opfer!“

Die Erinnerung an jenen letzten Abend, an den Tod ihres Wohlthäters, an die düsteren Umstände, an ihren Undank, der sie von dem Todten fortgerissen, an ihre Schuld — unheimliche Vorstellungen,

benen ihr ausschließliches Denken an Camill nicht Raum gegeben, stiegen wie Schatten in ihrer Seele auf.

Sie war gewohnt, ihn ernst und bewußt zu sehen, und doppelt jauchzte ihr Herz, wenn sein seelenvolles großes Auge lächelte; aber sein Empfang, seine Bedenken angesichts ihrer Leidenschaftlichkeit — war dieß der Preis für all' das, was sie gethan, für sich, für ihn?

„Du liebst mich nicht!“ rief sie, als er beschwichtigend ihre Hand wieder ergreifen wollte, die seinige zurückstoßend. „Die Schmeichelei der Andern hat Dein Herz verdorben! Aber ist Eine von all' diesen schöner als ich, liebt Dich Eine mehr und heißer als ich? Etwa Jene, die Dir folgt, die Dich mit Geschenken überhäuft... Ist sie Deiner würdiger, weil sie eine Fürstin? Gib mir Antwort und Wahrheit!“

Camill erhob sich; er legte den Arm um ihren Leib. Sie beugte sich, schauernd vor seiner Berührung, zurück. Aber all' die Empörung, die in ihrem Herzen tobte, löste sich vor der bändigenden Macht seines Blickes.

„Camill, die Wahrheit!“ rief sie, die Hände gegen seine Brust legend, die Augen starr und wild auf die seinigen gerichtet, als suche sie diese Wahrheit in denselben. „Schwöre mir, daß Du dieses Weib nicht liebst!“

Camill schüttelte lächelnd das Haupt; mit kräftigem Arm hob er das ihrige zu sich und preßte einen Kuß auf ihre Lippen.

„Du bist kindisch!“ sagte er. „Wer hat Dir dieses Märchen erzählt?“

Bettina, bedürftig dieses Trostes, aber noch zweifelnd, überließ sich seinem Arm; und diese Zweifel waren doch so bereit, dem Frieden, dem Glauben Raum zu geben, als Camill sie hinweg küßte und, seine Zurückhaltung vergebend, im Anblick des schönen Weibes schwelgte.

„Camill!“ sprach sie erhit, mit glühender Stirn, ihre Arme um seinen Nacken schlingend. „Sieh', ich liebe ja Niemanden auf der Welt, als Dich! Es ist, als habe mein Herz nur Raum für Dich, als dürfe ich von dem, was ich zu empfinden vermag, kein Atom an Andern vergeben, und das machte mich verwaist, verlassen, selbst als Die noch lebten, die von mir geliebt zu sein verlangten.“ Sie streichelte sein glänzendes schwarzes Haar und lehnte die Wange auf seine Schulter. „Ich kann ja nicht lieben wie Andern! Sie sind mir weifenlose, gleichgültige Gestalten, die mir die Zeit rauben, an Dich zu denken, die von mir Gedanken und Worte begehren, für die mir der Sinn fehlt, und ich stellte mir immer vor, auch Du könntest nur so lieben, wenn Du mich liebst... Sag' mir noch einmal, daß sie logen, als sie mir von dieser Andern erzählten; selbst meine Freundin Pauline schrieb mir von ihr; aber sie gefiel sich ja darin, mir das Herz zu foltern, so lange sie nicht wußte; sie spricht ja so gerne davon, wie die Weiber alle an Dir hängen, wie sie für Dich schwärmen... Bekenne mir,“ schmeichelte sie, ihm in's Auge blickend, „wenn ein Könnchen Wahres darin ist! Ich will ihr ja vergeben, dieser Andern, wenn Du mir nur gehörst, ganz... ganz! O, Du weißt ja nicht, was ich gethan habe, um Dich zu besitzen!“

Sie lehnte die Stirn wieder auf seine Schulter und weinte. In diesem hohen Moment drängte sich ihr wiederum auf, was Alles in der kurzen Spanne Zeit im Sturm und Drang ihrer Leidenschaft geschehen. Zwei Gräber umschlossen Diejenigen, die ihrem unzählbaren Verlangen entgegen gewesen waren, und sie, die sich rühmte, solcher Liebe fähig zu sein, hatte nicht einmal Mitleid für Die empfunden, denen sie Alles gewesen!

Und lag sie auch jetzt in den Armen des von ihr so ersehnten Mannes, die Furcht für seinen Besitz umschlich ihr Herz, sich in dieß wonnige Hochgefühl drängend. Alles hatte sie gethan, und ihr war's, als höre sie die Stimme ihres Wohltäters, als sehe sie die zürnende Hand ihrer Mutter — Alles, um ihm zu gehören, und als jetzt der erste Zweifel sich in ihr Herz schleichen wollte, überfiel sie die Ahnung neuer Kämpfe mit der Welt, die ihr ihn streitig machen konnte, einer Welt, in der sie so viel schöne Arme nach ihm ausgestreckt zu sehen glaubte.

Enger, fester schloß sie ihn an sich. Mit von Thränen feuchten Augen schaute sie auf, als er ungeduldig ward.

„Nicht wahr, ich erscheine Dir thöricht? — Aber nenne es nicht so! Ich will ja dieß Gespenst verschrecken! Plaudern wir von uns Weiden! O, es ist mir ja ein so wonniges Gefühl, selbst und ungehindert über mich bestimmen zu können! — Plaudern wir von unserer Zukunft! — Sieh' hier!“ — Sie zog ein Papier aus der Tasche. „Es ist die Abschrift des Testaments! Ich bin die einzige Erbin dieser Summe — mehr als eine Million Thaler! — Sie liegt in der Bank zu meiner alleinigen Verfügung. Mein Pflegevater instruirte mich für den Fall, daß er dereinst plötzlich abgerufen werden solle... Nimm Du es hin; verführe Du! Ich verstehe ja nicht mit Geld umzugehen, mit so viel! Es gehört ja Dir, was mir gehört... Nimm! Mir ist es eine Last!“

Angewandelt von einer Empfindung von Vorwurf und Zufriedenheit, die Camill nicht verstand, reichte sie ihm, ihr Antlitz abkehrend, das Papier. Der letzte Abend des Verstorbenen, an welchem dieser wie im Vorgefühl seines Todes ihr dasselbe übergeben, trat vor ihre so hochbewegte Seele; ihre Hand zitterte, wie sie es ihm reichte.

Camill schob dieselbe zurück.

„Behalte,“ bat er. „Unstätt, wie mein Leben ist, würde ich ein schlechter Verwalter sein.“

Bettina's Hand sank; sie ließ sich auf den Divan nieder und schaute erschreckt zu Boden.

„Unstätt!“ flüsterte sie.

„Gianetti, mein Impresario, drängt schon wieder zur Abreise nach Warschau! Ich darf Dir nicht verhehlen, daß dieser Gedanke bei Deinem Anblick mir mit Centnergewicht auf die Seele fiel. Du weißt, ich muß ihm Folge leisten.“

„Du mußt!“ Schwerer noch als auf seine Seele fiel dieses Wort auf die Bettina's. Sie hatte den Muth gehabt, sich von Allem zu befreien, und er beugte sich so willig unter dieses Joch. „Und ich, die ich jede Sekunde zählte... Du willst mich hier zurücklassen!“

„Du wirst bei Deiner Freundin sein, bis ich wiederkehre.“

„Und wann kehrt Du wieder?“ Ihr Ton klang so dumpf, so hohl.

„Gianetti wird mir sagen . . .“

„Immer er!“ Sie wandte sich ab, als Camill tröstend den Arm über ihren Nacken legte.

„Wer verbietet mir, Dir zu folgen? Ich hörte eines Abends in Nizza, wie man ohne Minderachtung, sogar mit Bewunderung von einer Dame sprach, die einen unserer genialsten Virtuosen stets auf seinen Reisen begleite. Ich will an meinen Sachwalter schreiben, ihn bitten, mir sofort, wenn die Scheidung ausgesprochen, Nachricht an meine Freundin zu senden. Wir finden überall einen Priester . . . Ich werde Dir nicht lästig sein; nur verlange nicht, daß ich mich von Dir trennen soll!“

Camill's Antlitz verdüsterte sich.

„Bedarf es der Versicherung, daß es mich glücklich machen würde, Dich bei mir zu haben? Aber bedenke, wie abhängig ich als Künstler der Welt gegenüber stehe; mein Ruf als solcher ist von frischem Datum. Ich könnte Dich nur als meine Gattin mit mir führen, und wer hätte dann das Recht, nach Deiner Legitimation als solcher zu fragen; aber . . . was ich Dir sage, wird Dir befremdend erscheinen, und doch ist es so: mein Vertrag mit Gianetti bindet mich auch hier die Hände; ich darf mich während eines Jahres nicht vermählen.“

Bettina schaute ihn starr, mit weit geöffneten Augen an; ihr erschien eine solche, obwohl geschäftlich übliche Klausel unbegreiflich.

„Laß Dir erklären und höre mich ruhig an. Gianetti ist Geschäftsmann; er kalkülirte sehr vorsichtig, daß ein junger Künstler, von ihm eingeführt, durch seine Liebe lässig gegen seine Kunst werden könne.“

Bettina schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du erinnerst Dich der Worte, die ich zu Dir schon sprach?“ fragte Camill. „Gönne mir die kurze Frist, meinen Ruf als Künstler zu begründen. Du siehst mich deshalb rastlos von einem Orte zum andern eilen; auch meine Nerven schmerzen oft von übermäßiger Anstrengung, aber es gilt im Fluge zu erringen, im Schweiß zu erkämpfen. Gönne auch Dir selbst die Ruhe, zu überlegen, die Einsicht zu gewinnen, daß meine Pflicht gegen mich als Künstler und mehr noch, unweigerlich, die gegen Gianetti mich zwingt, diese Frist von Dir zu begehren. Sei überzeugt, ich würde nicht zögern, die Rücksicht für meinen Künstlerruhm meinem Herzen zu opfern, aber das Wort, das ich Gianetti gegeben, muß mir heilig bleiben! Und jetzt, Bettina, gestatte, Dich Deiner Freundin zu überlassen. In einer Stunde suche ich Dich in Deinem Hotel!“

Er erhob sich. Bettina, tief darnieder geschlagen, hörte seine letzte Rede kaum; sie horchte auch nicht mehr auf die Worte, die er noch zu ihr sprach, duldete seine Liebesungen, ohne sie zu erwidern. Es kam auch kein Laut über ihre Lippen, als er von ihr ging.

Lange stand sie noch da, als sie allein; dann plötzlich hob sie energisch das Haupt.

„Seine Pflicht gegen Gianetti; seine Pflicht gegen die Welt . . . und was ist seine Pflicht gegen mich? . . . Er würde Alles seinem Herzen opfern, aber das Wort, das er diesem Manne gegeben . . .“

Ein rettender Gedanke blitzte aus ihren Augen, die unruhigen Züge verklärend. Sie suchte die Freundin, umarmte sie mit wilder Hast und eilte davon.

(Fortsetzung folgt.)

M o s a i k.

Metternich und der Koran. Freiherr August von Jochmus, der einstmalige deutsche Reichsminister, erzählt in seinen „Gesammelten Schriften“ folgende hübsche Anekdote, die Metternich ihm im Juni 1856 in Wien mittheilte: In den zwanziger Jahren, während des Griechenaufstandes, so erzählte Metternich, hatte ich natürlich oft Gelegenheit, der Porte meine Ansichten über die damaligen Ereignisse darzulegen. Eines Tages las ich dem Hofrath von Huszar den Entwurf zu einer Depesche nach Konstantinopel mit dem Bemerkten vor, mir unverholen seine Meinung über deren Inhalt mitzutheilen. „Euer Durchlaucht,“ sagte alsbald der Orientalist, „drückten in einem der Sätze der Depesche fast wörtlich den Sinn einer Stelle des Korans aus,“ und Huszar citirte sogleich die betreffende Sura. Ich gab daher die Weisung, den arabischen Text des Korans statt des Gedankens, wie er in der Depesche stand, einzuschalten, und erfuhr gar bald, daß das arabische Citat einen wohlgefälligen Eindruck auf den Sultan Mahmud gemacht habe. In einigen späteren Depeschen, die gleichfalls

für dessen Auge bestimmt waren, befolgte ich deshalb dieselbe Methode. Einige Zeit darauf beschied der Sultan den Internuntius in sein Kabinett und fragte ihn ganz im Vertrauen, ob er genau die Vergangenheit des Fürsten Metternich kenne und ob derselbe nicht etwa früher Muselmänn gewesen sei. Nachdem der Internuntius dem Beherrscher der Gläubigen auf das Bestimmteste erklärt hatte, Fürst Metternich sei ein guter Katholik und als solcher geboren und getauft, versetzte Mahmud: „Da Sie mir das so entschieden versichern, glaube ich es, dann aber muß ich hinzufügen, daß der Fürst auf dem Wege ist, ein Muselmänn zu werden, denn der Geist des Propheten waltet über ihm.“

Buchstäblich genommen. „Was lesen Sie denn da so eifrig, meine Schöne?“ fragte ein Stutzer ein böhmisches Mädchen. — Sie: Les' ich da prächtige Historie von zwei Verliebte. — Er: Also einen Roman! Wer hat ihn denn geschrieben? — Sie: Aber gehen Sie! Wollen's mi foppen? Is e nit geschrrieben, is e gedruckt.

Musikalien-Verlag
der
Deutschen Verlags-Anstalt
vorm. Ed. Hallberger
in Stuttgart und Leipzig.

Classiker-Pracht-Ausgaben: *Beethoven's* sämtliche Sonaten. 4 Bde., à Bd. M. 4. 50. — *Clementi's* ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 5. — *Haydn's* ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 3. 50. — *Mozart's* sämtliche Sonaten. 3 Bände, à Bd. M. 4. 50. — *Weber's* Compositionen für das Pianoforte. 2 Bde., à Bd. M. 4. — *Reiser*, Kinder-Klavierschule. I. Abthlg. M. 2. 50. II. — IV. Abthlg. à M. 3. — *Eichter*, Kinderlieder. 4 Abtheilungen à 75 Pf. — *Eichter*, Die schönsten Choral-Melodien. 75 Pf. — *Eichter*, Neue Auswahl der schönsten Choral-Melodien. 75 Pf. — *Kuhe*, Le feu follet. M. 1. 50.

Redaction: Dr. Edmund Zoller. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.